1,30 DM / Band 44
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Trio des Teufels



Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Das Trio des Teufels

John Sinclair Nr. 44

von Jason Dark

erschienen am 08.05.1979

Titelbild von Oussenko

Sinclair Crew

Das Trio des Teufels

Hastig richtete sich das Mädchen im Bett auf. Giselas Blick wanderte zum Fenster. Sie hatte dort eine Bewegung gesehen. Ein Schatten – nichts weiter.

Aber das reichte aus, um Gisela Hoff Angst einzujagen. Es war zuviel passiert in der letzten Zeit. Die Angst und das Grauen gingen um, schlichen lautlos durch die Nacht. Wie der Nebel, der vom Meer her trieb.

Gisela stand auf. Sie schwang ihre langen Beine aus dem Bett, strich das braune Haar zurück und schlüpfte in die flachen Pantoffeln. Über das lange, durchsichtige Nachthemd streifte sie einen Morgenmantel. Automatisch knotete sie den Gürtel fest, während sie ihre Blicke nicht vom Fenster ließ. Da – wieder der Schatten! Ein Gesicht!

Gisela öffnete den Mund, um zu schreien. Panik flackerte in ihren Augen, doch ehe ein Hilferuf über ihre Lippen drang, verzog sich das Gesicht hinter dem Fenster zu einem Lächeln, und Gisela Hoff atmete beruhigt auf.

Das Gesicht kannte sie. Sehr gut sogar. Sie lief hin und öffnete. Der Riegel klemmte etwas, wie immer bei feuchtem Wetter. Doch der junge Mann half von außen nach, und rasch war das Fenster offen.

Gisela Hoff wollte reden, doch der ›heimliche Dieb‹ legte seinen Zeigefinger auf die Lippen und ließ sich kopfüber in das Zimmer fallen. Er war Judoka, rollte sich geschickt ab, stand auf den Füßen und preßte, bevor sich Gisela versah, seine Lippen auf ihren Mund und nahm sie fest in die Arme. Das junge Mädchen drückte seinen Freund zurück. »Ja, bist du denn des Wahnsinns«, flüsterte sie. »Du kannst doch nicht mitten in der Nacht zu mir kommen.«

Hans winkte ab. Er ging zum Fenster und schloß es. Dann drehte er sich um. »Warum nicht?« Er lachte. »Du weißt doch, Liebe überwindet alle Hindernisse.«

»Ach, Hans!« Gisela warf sich in seine Arme. Sie und der junge Mann kannten sich seit gut zwei Monaten und hatten Gefallen aneinander gefunden. Hans Schneider arbeitete als Elektriker bei einer Firma, die ihren Sitz im Ruhrgebiet hatte und an der holsteinischen Küste ein Kraftwerk errichtete. Bei einem Tanzabend hatten sie sich kennengelernt. Gisela war Internatsschülerin und stand kurz vor dem Abitur. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, mußte sie sich eingestehen, daß ihr der junge Mann längst nicht gleichgültig war.

Hans setzte sich auf das Bett, und Gisela blieb vor ihm stehen. Der junge Mann lächelte. »Was ist? Willst du dich nicht zu mir setzen?«

Gisela schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann nicht.«

»Und warum nicht?«

»Du mußt wieder gehen, Hans!«

Der junge Mann mit den flachsblonden Haaren lachte lautlos. »Wieso denn? Glaubst du, ich hätte den beschwerlichen Weg umsonst gemacht? Nein, jetzt will ich meine Belohnung.« Gisela schüttelte den Kopf. »Aber du weißt doch, was hier los ist!«

»Du denkst an die Morde?«

»Ja.«

Hans Schneider winkte ab. »Irgendwann werden sie den Täter schon fassen.«

»Das ist kein Täter im normalen Sinne, Hans.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Nein. Aber die Toten – sie waren schlimm zugerichtet. Es wird sogar die Vermutung laut, daß wir es hier mit einer Bestie oder einem Raubtier zu tun haben. Jedenfalls habe ich das gehört.«

Hans Schneider tippte sich gegen die Stirn. »Jetzt sag nur noch ein

Werwolf, dann fange ich aber an zu lachen.«

Gisela nickte ernst. »Möglich ist alles.«

»Also, ich habe keinen gesehen. Und zu dir ins Zimmer wird er nicht kommen.«

»Nein, das nicht.«

Hans schlug sich auf den rechten Oberschenkel. »Wovor hast du dann Angst?«

Gisela Hoff ging trotzdem zu ihm. Sie beugte sich vor, und während Hans' Hände ihre Hüfte umklammerten, strich sie über sein Gesicht. »Du kannst wirklich nicht hierbleiben, Liebling«, sagte sie leise. »Es geht nicht um diesen Mörder, sondern um die Kontrolle.«

»Welche Kontrolle?«

»Die Rektorin geht in jeder Nacht durch die Zimmer. Sie kontrolliert, ob die Schülerinnen im Bett liegen. Sie muß jeden Augenblick kommen.«

Hans lächelte verwegen. »Dann verstecke ich mich eben.«

»Wo denn? Im Schrank?«

Der junge Mann löste seine Hände von Giselas Hüften und nickte. »Ich sehe schon, du hast heute keinen Bock auf mich.«

»Aber das ist doch gar nicht wahr. Ich habe nur Angst, daß man uns entdeckt.«

»Ein Liebender muß leiden.« Hans Schneider sprach mit dumpfer Schauspielerstimme, so daß Gisela lachen mußte. »Aber morgen, Mädchen, da lasse ich mich nicht so einfach abspeisen. Du rufst mich in der Firma an?«

Gisela nickte. »Ich…« Sie horchte. »Himmel, die Alte kommt. Weg, Hans, los!«

Auch der junge Mann hörte die Schritte und das Klappen der Türen. Wenn man ihn hier erwischte, bekam Gisela schweren Ärger. Das stand fest. Sie würde von der Schule fliegen, und da ihr Vater sich das Geld für den Internatsaufenthalt buchstäblich vom Munde absparte, wollte sie ihm diese Schande nicht antun.

Hans verstand sie.

Während die Rektorin im Zimmer nebenan kontrollierte, schlich Hans zum Fenster. Er hatte es nur angelehnt, so daß es ihm keine Mühe bereitete, es zu öffnen.

Er drückte seiner Freundin noch einen schnellen Kuß auf die Lippen und schwang sich nach draußen.

Wie ein Dieb klebte er an der Hauswand entlang. Seine Füße fanden auf einem schmalen Vorsprung Halt, die Hände krallte er in das rissige Mauerwerk des ehemaligen Schlosses. Geschmeidig bewegte er sich nach links. Er mußte das Vordach des Hauptportals erreichen. Von dort konnte er dann auf den weichen Grasboden springen. Giselas Zimmer lag im zweiten Stock. Im ersten befanden sich die jetzt leeren

Klassenräume. Es bestand also keine Gefahr, von dort aus entdeckt zu werden.

Hans ging diesen Weg nicht zum erstenmal.

Trotzdem war er vorsichtig. Besonders schwierig wurde es, als er um eine Säule herum mußte.

Aber auch das schaffte er.

Dann hatte er das Vordach erreicht. Es bestand aus Beton und war nachträglich angebaut worden, ebenso das Schwimmbad und die Turnhalle. Hans Schneider sprang auf das Dach. Er kam federnd auf, und ein wildes Lächeln umspielte sein Gesicht.

Im Augenblick fühlte er sich wie Tarzan auf einem seiner Dschungel-Streifzüge.

Hans lief vor bis zum Rand, schaute nach unten und zuckte zurück.

Vor dem Eingang stand jemand.

Ein Mann.

Er rauchte eine Zigarette und ging langsam auf und ab. Nach oben schaute er nicht.

Hans Schneider wich lautlos zurück und legte sich flach auf das Dach, während er vorsichtig nach unten peilte. Er kannte den Mann. Es war Harry Hart, der Sportlehrer. Ein Typ, auf den die Mädchen flogen.

Hans grinste, als er den Lehrer beobachtete. Er mußte heimlich rauchen, weil sich das mit dem Image des Sportlehrers nicht vertrug.

Hans' Blick wanderte weiter. Ein großer Park umgab das Internatsgebäude. Er wurde von schmalen Wegen durchschnitten, und es führte auch eine asphaltierte Straße hindurch, die die Verbindung zur Bundesstraße war. Die Schule lag einsam. Hinter dem Park begann ein großes Waldgelände, nur von Wiesen und kleineren Seen unterbrochen. Zehn Kilometer war das nächste Dorf entfernt. Vor einigen Wochen war die kleine Ortschaft zugeschneit gewesen.

Der Turnlehrer hatte seine Zigarette zu Ende geraucht. Er warf die Kippe im hohen Bogen fort. Sie landete auf einer gefrorenen Pfütze und verlosch.

Harry Hart reckte und streckte sich. Er strich sich noch einmal über das Haar und verschwand dann im Haus.

Hans Schneider ließ einige Minuten verstreichen, bis er ganz sicher war, daß ihn niemand mehr beobachtete. Dann lief er zur rechten Seite des Dachs, schätzte kurz die Entfernung ab und sprang hinunter.

Er landete weich. Rasen und Schnee dämpften seinen Sprung. Bis zu den Bäumen hatte er rund fünfzig Meter freie Strecke zu überwinden. Er schaffte dies in Sprintermanier und war froh, als er zwischen den Stämmen der Buchen, Eichen und Pappeln untertauchen konnte.

Nachtnebel kroch über den Boden. In langen Schleiern rollte er sich um Bäume und hüllte auch bald den einsamen Mann ein wie ein

Watteschleier. Hans Schneider stieß seine Hände in die Hosentaschen und schritt zügig voran.

Angst kannte er nicht. Obwohl zwei Mädchen in den letzten Tagen auf bestialische Weise umgekommen waren, fühlte er sich sicher. Was sollte ihm schon passieren?

Doch der junge Mann täuschte sich. Er hatte seinen kleinen Fiat nahe der Bundesstraße abgestellt, und die Hälfte der Strecke bereits hinter sich, als er die Gestalt sah.

Abrupt blieb Hans stehen.

Wie ein Denkmal stand die Gestalt zwischen den Bäumen. Aber…?

Hans atmete unwillkürlich schneller, als er dies sah. Die Gestalt saß in einem Rollstuhl!

Ein Traum? Eine Halluzination?

Hans ging näher. Er nahm seine Hände aus den Taschen und ballte sie zu Fäusten.

Die Gestalt hatte ihm das Gesicht zugedreht. Hans sah, daß es einer alten Frau gehörte.

Aber was suchte sie um diese Zeit im Park? Und dazu noch im Rollstuhl? Dem jungen Mann wurde es flau im Magen, trotzdem ging er weiter vor, und als er sich nur noch zwei Meter von der Frau entfernt befand, blieb er stehen.

Sie starrten sich an.

»Guten Abend«, sagte die Frau.

Ihre Stimme klang krächzend.

Hans nickte. »Haben Sie sich verlaufen?« fragte er.

Die Alte kicherte. Sie hatte ein Kopftuch umgebunden. Das Gesicht schien nur aus Falten zu bestehen. Es glänzte nebelnaß. »Ich habe auf dich gewartet«, sagte sie.

Hans schluckte. »Auf mich?«

»Ja, mein Kleiner.«

»Und warum?« Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

Die Alte antwortete nicht sofort. Statt dessen griff sie mit der rechten Hand unter die Decke, und als sie sie wieder hervorzog, hielt ihre Faust ein Messer mit unterarmlanger Klinge umklammert. »Ich habe auf dich gewartet, weil du jetzt sterben wirst«, sagte sie mit harter, tonloser Stimme…

***

Hans Schneider war im ersten Augenblick ziemlich perplex. Er begriff die Situation nicht. Sie war auch zu abstrakt. Da saß vor ihm jemand im Rollstuhl. Bewegungsunfähig, wie ihm schien, hielt jedoch ein langes Messer in der Hand und wollte ihn töten.

Makaber – sehr makaber sogar.

»Lassen Sie doch den Unsinn«, sagte er, »und legen Sie bitte das

Messer weg.«

»Bübchen, du bist zu vorlaut.«

»Soll ich Sie nach Hause fahren?« Hans trat einen Schritt auf die alte Frau zu.

Sie winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger der linken Hand. »Ja, Bübchen, komm ruhig näher, komm näher. Mein Messer wartet auf dich. Sieh dir die blanke Klinge an.« Die Alte kicherte, dann stieß sie blitzschnell zu, führte den Arm dabei von oben nach unten, und Hans Schneider mußte den Bauch einziehen, um nicht verletzt zu werden.

Die Alte lachte. Ihre Augen funkelten, und Hans glaubte, darin die Freude des Satans zu sehen.

Wäre die gebrechliche Frau ein Mann gewesen, so hätte Hans Schneider kurzen Prozeß mit ihr gemacht. Aber bei dieser Person, die sicherlich schon über siebzig Jahre zählte, dazu noch im Rollstuhl saß, konnte er sich für einen Angriff nicht entscheiden.

Er nahm sich vor, davonzulaufen. Aber er wollte auch der Polizei Bescheid geben, denn diese Frau war wirklich gefährlich. Vielleicht war sie aus einer Irrenanstalt ausgebrochen? Auf jeden Fall durfte sie mit ihrer gefährlichen Waffe nicht so frei herumlaufen.

Aber wie war sie in dieses Waldstück gekommen?

»Es ist aus mit dir, Bübchen!« Die Alte hob das Messer und fuhr mit dem Daumen der linken Hand über die Schneide. »Vorbei…« Wieder begann sie zu kichern.

Hans Schneider schüttelte den Kopf. »Ich gehe jetzt«, sagte er entschlossen und wollte kehrtmachen.

Es blieb beim Wollen.

Plötzlich hörte er über sich ein gespenstisches Fauchen. Er riß den Kopf in den Nacken, schaute nach oben und hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben.

Auf den starken Ästen der Esche hockte ein Panther! Schrägstehende Raubtieraugen funkelten ihn an.

Das Maul war weit aufgerissen und präsentierte sich als dunkle Öffnung.

Die Reißzähne blitzten!

In Bruchteilen von Sekunden fielen dem jungen Mann die beiden Morde ein. Gisela hatte von einer Bestie gesprochen, von einem Raubtier.

Hier sah er den Beweis!

»Sterben!« kreischte hinter ihm die Alte. »Sterben!« Da sprang der Panther.

Hans Schneider – durch seine Judo-Kenntnisse mit phantastischen Reflexen ausgestattet – reagierte zu spät. Der Panther fiel mit seinem gesamten Gewicht auf ihn.

Die Tatzen schlugen zu.

Das letzte, was Hans Schneider in seinem Leben hörte, war das Lachen der alten Frau im Rollstuhl.

Dann wurde er hineingezogen in die ewige Dunkelheit…

***

Die Mordkommission stand vor einem Rätsel. Erst am anderen Morgen war die grausige Tat entdeckt worden. Ein junges Mädchen, das zum Arzt wollte, wäre fast über den Toten gestolpert. Das Mädchen hatte einen Schock erlitten. Die Schule fiel aus. Endlose Verhöre begannen.

Dr. Mensching, der Direktor, rief das Lehrerkollegium zusammen und redete mit jedem einzelnen.

Doch heraus kam dabei nichts.

Die Spuren waren fast die gleichen. Irgendeine wahnsinnige Bestie mußte gewütet haben.

Das hatten natürlich auch rasch die Reporter herausgefunden. Sie waren noch fixer zur Stelle als die Beamten, doch sie erhielten eine Abfuhr.

»Ich möchte nicht, daß die Öffentlichkeit damit behelligt wird«, sagte der leitende Beamte.

Die Reporter protestierte. Es gab einen wilden Krach, den der Beamte schließlich für sich entschied.

Die Verhöre dauerten einen Tag. Gisela Hoff gab zu, daß der junge Mann bei ihr gewesen war. Sie konnte die Aussage erst am späten Nachmittag machen. Einen Schritt weiter kamen die Beamten nicht. Sie zogen wieder ab, nicht ohne eine Wache dazulassen. Während der Nächte sollten Polizisten den Park durchkämmen. Die Männer waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Außerdem führten sie dressierte Hunde bei sich.

Die Eltern der übrigen Schülerinnen waren sehr beunruhigt. Einige spielten mit dem Gedanken, ihre Tochter von der Schule zu nehmen, doch Dr. Mensching konnte sie noch einmal beruhigen. »Es wird alles getan, was in unseren Kräften steht.« So und ähnlich lauteten seine Kommentare.

Die Polizei bildete eine Sonderkommission.

Und von dieser Kommission hörte auch ein Mann, der beim BKA seinen Dienst tat und mit einigen Sondervollmachten ausgestattet war.

Es war Kommissar Will Mallmann.

Mallmann ließ sich die Akten schicken. Er betrachtete sich die Tatortfotos genau. Verglich. Er las die Aussagen der Fachärzte und wurde plötzlich an einen Fall erinnert, der etwas über ein Jahr zurücklag und der sich im Spessart zugetragen hatte. Dort hatte unter anderem ein Werwolf sein Unwesen getrieben. Seine Opfer hatten ähnlich ausgesehen. Mallmann zog Parallelen.

Eine halbe Stunde schloß er sich in seinem Büro ein und war für niemanden zu sprechen.

Dann ging er zu seinem Chef. Und ihm legte er einen gewagten Plan auf den Tisch, wie man diese Bestie unter Umständen fangen konnte.

»Wir müssen in diesem Fall auf eine andere Weise vorgehen«, sagte der Kommissar. »Anders können wir die Bestie nicht fangen.«

Der hohe Beamte lächelte etwas überheblich und wiegte zweifelnd den Kopf, »Magie, Wer-Bestien. Mallmann, sagen Sie ehrlich, glauben Sie daran?«

»Ja!«

»Ich verstehe Sie nicht. So etwas gibt es doch nur in Horror-Romanen.«

Will Mallmann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Das habe ich auch früher geglaubt, bis mich die Praxis eines Besseren belehrte. Sie kennen doch meine Berichte.«

»Sicher, aber sie lesen sich ein wenig phantastisch, um einmal zu untertreiben.«

Mallmann fragte direkt. »Bekomme ich die Vollmachten oder nicht?«

Sein Chef wand sich. Schließlich gab er die Zustimmung.

»Meinetwegen. Führen Sie Ihren Plan durch und weihen Sie bitte nur Dr. Mensching ein.«

Will Mallmann lächelte. Mit Daumen und Zeigefinger strich er über seine Römernase. Ein Zeichen, wie sehr er zufrieden war. Dann verließ er das Büro und meldete sofort ein Gespräch nach London an.

Der Teilnehmer dort hieß John Sinclair…

***

Eine Party im eigentlichen Sinne war es nicht, sondern ein regelrechter Empfang.

Es ging alles ein wenig steif zu, es wurden Reden gehalten, Lob wurde verteilt, und es gab Beifall. Die Zuhörer saßen auf harten Stühlen, machten keep-smiling und wünschten sich wahrscheinlich zwanzig Yards weiter, denn dort war die Getränkebar aufgebaut.

Mir ging es nicht anders. Ich saß in der ersten Reihe, zupfte hin und wieder am Kragen meines zu engen, nagelneuen Smokinghemds und hörte einem der offiziellen Vertreter von Scotland Yard zu, der meinen Chef und dessen Wirken über alle Maßen lobte.

Was war geschehen?

Ganz einfach, Freunde. Superintendent Powell hatte sein großes Etappenziel erreicht.

Er war geadelt worden!

Jawohl, Sie haben richtig gelesen. Sir James Powell hieß er nun. Die Nachricht traf urplötzlich ein, und noch nie hatte ich meinen Chef so aus dem Häuschen gesehen. Jahrelang hatte er gezittert, gebangt und

gehofft, in den Adelsstand erhoben zu werden. Nun hatte ihn die Queen persönlich zu einem Sir gemacht.

Hoch lebe die Queen!

Und hoch lebe Sir James!

Er war stolz wie Oskar. Endlich konnte er mit seinen Clubmitgliedern gleichziehen. Sir James Powell, wie sich das anhörte. Vielleicht würden jetzt sogar seine Magenbeschwerden verschwinden, da er ja nicht mehr so frustriert war wie früher, als er noch ein einfacher Superintendent war. Ich gönnte es dem alten Nörgler. Irgendwie hatten wir uns in den Jahren zusammengerauft, obwohl wir nicht nur vom Alter her so verschieden waren, sondern auch von der Weltanschauung. Powell ging für mich durchs Feuer, und umgekehrt war es ebenso. Schließlich hatte er dafür gesorgt, daß ich meine Vollmachten erhielt, auf die ich manchmal sehr angewiesen war.

Der Redner verstummte, wartete den Beifall ab und schritt zu seinem Platz.

Dann ging Sir James Powell zum Rednerpult. Mit hochrotem Kopf, und in seinen Augen leuchtete die Freude. Ich klatschte besonders laut. Das animierte meine Nachbarin ebenfalls, kräftig für die Durchblutung ihrer Hände zu sorgen.

Neben mir saß Glenda Perkins.

Auch heute, bei dieser offiziellen Feier, sah sie wieder zum Anbeißen aus. Sie trug ein schwarzes, zweiteiliges Kleid mit gewebten Silberfäden im Oberteil. Das Kleid war hochgeschlossen, nur dicht unter der Halsgrube setzte ein kleiner Tropfenausschnitt an, durch dessen schmale Öffnung das Weiß der Haut schimmerte. Glenda hatte das lange schwarze Haar mit zwei Spangen im Nacken zusammengesteckt, so daß es einen sehr breiten Pferdeschwanz bildete und locker auf die Schultern fiel. Glendas Lippen glänzten lackrot. Ich sah ihr Profil mit der schmalen Nase und den beiden Grübchen im Kinn.

Glenda Perkins war nicht nur meine Sekretärin, sondern auch eine geballte Ladung an Sex. Wenn ich sie anschaute, wurde es mir heiß und kalt zur gleichen Zeit.

Bei solch einer Frau konnte ein Mann einfach nicht ruhig bleiben. Vor allen Dingen, wenn man Junggeselle ist. Himmel, Amor und Wolkenbruch! Glenda war in mich vernarrt. Das gab sie mir oft genug deutlich zu verstehen. Wie auch jetzt.

Die Stühle standen dicht beieinander. Sehr dicht sogar, und unsere Schenkel berührten sich zwangsläufig.

Der Kleiderstoff war dünn. Ich spürte die Wärme der Haut und fühlte auch den leichten Druck, den mir Glenda entgegenbrachte. Als sie einen raschen Seitenblick meinerseits auffing, huschte ein Lächeln über ihre vollen Lippen. Glenda wußte genau, was sie tat.

Aber ich befand mich in einer Zwickmühle. Denn da gab es noch eine Frau, die mir einiges bedeutete.

Die hieß Jane Collins, war Privatdetektivin und hatte mich auf manchen Einsätzen begleitet. Natürlich war Jane rasend eifersüchtig auf Glenda. Sie gab zu, daß meine Sekretärin sehr gut aussah. Ferner wußte sie, daß Glenda mich anhimmelte. Es war schon ein Problem, Freunde.

Mit Gewalt konzentrierte ich mich auf Powells Rede. Er sprach von den Erfolgen, die nicht er, sondern Scotland Yard errungen hatte, und wie stolz er darauf war, zur besten Polizeiorganisation der Welt zu gehören.

Glenda beugte sich zu mir. Sie brachte ihre Lippen dicht an mein Ohr. Ich spürte den warmen Atem und hörte ihre Stimme. »Sind Sie nicht auch froh, John, zum Yard zu gehören?«

Eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken. Ich schluckte. »Natürlich, Glenda, sicher. Und Sie doch sicherlich auch?«

»Noch stolzer.«

Glenda beugte sich wieder zurück, und ich konnte mich auf Powells Rede konzentrieren.

Er ging mit keinem Wort auf die Abteilung ein, die er leitete. Es gab sie offiziell gar nicht. Wie hätte man auch den Namen Geisterpolizei erklären sollen? Für die Öffentlichkeit war ich ein normaler Oberinspektor, allerdings mit besonderen Vollmachten ausgestattet. Einige Kollegen wußten inzwischen, womit ich mich beschäftigte. Ihren anfänglichen Spott hatten sie abgelegt, denn die Erfolge, die Suko, Bill Conolly, Jane Collins und ich erzielt hatten, konnten sich sehen lassen.

Dabei arbeiteten meine Freunde nicht einmal für den Yard. Sie unterstützten mich nur, und dafür war ich mehr als dankbar. Sir James Powell sprach die letzten Worte. Er bedankte sich noch einmal und versprach, auch in der Zukunft all seine Kraft für das Wohl des Landes einzusetzen.

Beifall brandete auf, an dem Glenda Perkins und ich uns beteiligten.

Sir Powell wirkte etwas verlegen. Als er das Rednerpult verließ, hatte er einen hochroten Kopf. Da ich besonders laut klatschte, warf er mir noch einen bitterbösen Blick zu.

Ich mußte grinsen. Das war der alte Powell.

Der offizielle Teil der Feier war nun abgeschlossen. Jetzt begann der gemütliche.

Das kalte Büfett ging auf Kosten von Scotland Yard. Ebenso die zahlreichen Getränke. Powell hatte für den nächsten Tag den Gesellschaftsraum seines Clubs gemietet. Dort wollte er dann noch im kleinen Kreis eine Feier geben. Mein Freund Bill Conolly und Sheila, dessen Frau, waren ebenfalls eingeladen, genau wie ich.

Glenda schaute mich an. Sie lächelte. »Haben Sie keinen Hunger, John?«

»Doch – natürlich.«

»Dann lassen Sie uns zum Büfett gehen.« Sie hakte sich bei mir unter. Ich winkelte den Arm an und spürte, daß die Ellbogenspitze gegen ihren linken Busen stieß. Glenda war ein Biest. Sie drückte sich bewußt so eng an mich. Falls sie überhaupt einen BH unter dem Kleid trug, dann war es ein weicher.

Powell wurde von einigen Gratulanten umdrängt. Es waren Vertreter aus der Politik und des Wirtschaftslebens darunter. Aber auch hohe Beamte vom Yard.

Da war mir Glendas Gesellschaft lieber.

Ober liefen mit gefüllten Tabletts umher. Ich nahm zwei Sektschalen ab und reichte Glenda eine davon.

Wir prosteten uns zu. Unsere Blicke trafen sich.

Glenda formulierte den Trinkspruch. »Auf uns und auf diesen Abend, John.«

»Der bald vorbei sein wird«, rutschte es mir heraus.

Doch Glenda war nicht böse. »Der Teil hier – ja. Aber wir brauchen nicht sofort nach Hause zu gehen, sondern könnten irgendwo in einer netten Bar noch einen kleinen Drink zu uns nehmen.«

Der Vorschlag hatte es in sich. Sicherlich würde es nicht beim Trinken bleiben. Ich wollte mich nicht so recht festlegen, sondern erwiderte: »Mal sehen.«

Glenda lachte kokett, leerte ihr Glas und machte auf dem Absatz kehrt. Ich schwitzte. Teufel, diese Person konnte einem ganz schön einheizen.

Ich folgte ihr zum kalten Büfett. Der Rock schwang hin und her wie eine Glocke. Glenda hatte einen unnachahmlichen Hüftschwung, mit dem allein sie schon die Männer verrückt machen konnte.

Und ich bin auch kein Roboter.

Wir nahmen uns Teller und Bestecke. Ich hatte Appetit auf Fisch und nahm einige Sorten. Vor allen Dingen der Lachs hatte es mir angetan.

Glenda probierte von den zahlreichen Salaten, die mit einem fettarmen Dressing zubereitet waren.

Und dann stand Powell neben uns.

»Hallo, Sir.« Ich lächelte.

Der Superintendent zeigte mit der Gabel auf mich. »Ich habe Sie und Glenda schon lange beobachtet«, sagte er. »Denken Sie daran, daß das hier Dienst ist.«

»Wie meinen Sie das, Sir?« fragte ich unschuldig.

»Das wissen Sie ganz genau.« Er senkte seine Stimme. »Meinen Sie denn, es fällt nur mir auf, wenn Sie Miss Perkins mit Ihren Blicken regelrecht verschlingen?«

»Aber Sir, das ist doch gar nicht der Fall.«

»Reden Sie nicht, Sinclair. Ich weiß, was ich gesehen habe.« Er verstummte, als Glenda auf uns zukam.

»Darf ich Ihnen noch einmal meinen Glückwunsch aussprechen«, sagte die schwarzhaarige Super-Sekretärin. »Ich freue mich mit Ihnen, Sir.«

»Danke sehr.« Powell hielt sich gerade. »Sie wissen, daß solch eine Beförderung nicht nur aus Rechten besteht, sondern auch aus Pflichten. Deshalb müssen wir ab heute noch mehr darauf achten, daß auf unsere Abteilung kein Makel fällt.«

Glenda nickte mit ernstem Gesicht, und ich fiel mal wieder aus der Rolle.

»Good save the Queen«, sagte ich.

»Sie sollten nicht spotten, John!« zischte Powell.

»Sorry.«

Powell nickte uns noch einmal zu und begab sich dann zu den anderen Gästen.

Ich aß meinen Lachs.

»Respekt haben Sie vor Ihrem Vorgesetzten auch nicht«, bemerkte Glenda.

Ich schluckte den Fisch hinunter, spülte mit Sekt nach und sagte dann: »Das täuscht, Glenda, ich habe Respekt vor ihm. Doch Powell sieht das alles ein wenig zu eng. Und er nimmt alles zu ernst. Wenn ich nicht meinen gesunden Humor hätte, wäre ich an den Dingen, mit denen ich zu tun habe, längst zerbrochen. Glauben Sie mir das.«

Glenda nickte. »Da haben Sie recht, John.«

Ich lachte. »Aber warum sollen wir uns groß Gedanken machen? Trinken wir auf den heutigen Abend.«

»Auf einmal so fröhlich, John?« Auch Glenda lachte, und in ihren Augen las ich ein Versprechen für die kommende Nacht. Sir James Powell war der Held des Tages. Er mußte unzählige Hände schütteln.

»Schade, daß man hier nicht tanzen kann«, sagte Glenda, drehte sich dabei um ihre eigene Achse, so daß ihr Rock hoch bis über die Knie schwang. Nicht nur ich sah die verführerisch hübschen Beine, sondern auch die älteren Gentlemen, und sie lächelten sehr angetan.

Nur Powell nicht. Jetzt würde er wieder Magenschmerzen bekommen. Glenda schien leicht beschwipst zu sein. Sie ließ sich gegen mich fallen.

»Fang mich auf, John«, rief sie übermütig und dachte nicht mehr an das unpersönliche Sie.

Ich hielt sie fest. Und ehrlich gesagt, ich tat es gern. Dabei schaute ich mich nach einem Ober um, denn ich hatte Durst auf einen doppelten Whisky.

Der Ober kam, und er wollte auch zu mir. Nur trug er kein Tablett

auf den Armen, sondern einen Telefonapparat. Den Hörer hielt er in der linken Hand.

Ich wollte noch schnell verschwinden, aber es war bereits zu spät. Der Ober hatte mich entdeckt. »Mr. Sinclair!« rief er und hielt den Hörer hoch.

»Aber nicht jetzt!« zischte Glenda mir ins Ohr.

»Sorry«, sagte ich. »Vielleicht ist es meine Tante.«

»Die heißt doch nicht zufällig Jane Collins?« fragte Glenda Perkins spitz.

Der Ober sagte: »Bitte sehr«, und ich nahm den Hörer. »Sinclair.«

Verstehen konnte ich nichts, zudem der Anrufer auch noch in einer anderen Sprache redete.

»Moment«, sagte ich laut.

Die Schnur war lang genug, und ich verzog mich mitsamt dem Telefon in eine ruhige Ecke. Den Apparat stellte ich auf der Fensterbank ab, hielt mir das rechte Ohr zu und klemmte den Hörer an das linke.

Jetzt endlich verstand ich meinen Gesprächspartner. »Mein Gott, was ist denn bei euch los, John?«

»Will«, rief ich, »du alter Haudegen! Was macht denn so die Kunst? Läuft die Stereoanlage noch? Rollt der heiße Manta?«

»Ach, hör auf, John. Mit dem Manta habe ich mich gedreht.«

»Wie das?«

»Glatteis auf der Autobahn. Du fährst nichtsahnend, und plötzlich spielst du Kreisel.«

»Ist dir denn was passiert?«

»Zum Glück nicht. Die Strecke war frei.«

»Dann herzlichen Glückwunsch.«

»Kannst du wohl sagen, John. Aber jetzt was anderes: Ich rufe nicht zu meinem Vergnügen an. Hast du im Moment einen heißen Fall auf der Rolle, oder kannst du rüberkommen?«

»Privat?«

»Nein, hochoffiziell. Eine Zusammenarbeit der Behörden beider Länder.«

Ich dachte rasch nach. Wenn Will Mallmann so redete, dann brannte ihm ein Fall unter den Nägeln. »Worum geht es denn?« fragte ich.

»Um drei Morde.«

»Und?«

Der Kommissar berichtete in Stichworten. Ich hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann aber rückte er mit seinem Plan heraus. Trotz des Ernstes der Lage mußte ich lachen.

»Um Himmels willen, Will, wie stellst du dir das vor? Ich als Lehrer?«

»Das geht doch. Du kannst Englisch unterrichten. Es soll ja auch nicht für immer sein, John. Am besten ist, du bringst noch jemanden

mit. Eine weibliche Lehrperson.«

Ich wußte, wen er meinte. »Jane Collins?«

»Genau.«

»Ich werde es mir überlegen, Will.«

»Nein.« Damit war Mallmann gar nicht einverstanden. »Du kannst mich jetzt nicht hängenlassen, John. Ich habe mich für die Sache ungeheuer stark gemacht. Wenn das nun in die Hose geht, bin ich der Blamierte. Nimm die nächste Maschine und komm rüber. Ich erwarte dich um sechs Uhr dreißig nach unserer Zeit am Hamburger Flughafen. Du bist doch sonst von der schnellen Truppe.«

»Mir kommt das alles nur etwas plötzlich«, gab ich zu bedenken.

»Keine Ausrede. Dein Chef bekommt auch Bescheid. Am besten ist, du bringst Suko mit. Er kann ja im Hintergrund operieren. Das war das Wichtigste. Alles andere später.« Ehe ich noch eine Frage stellen konnte, legte Will auf. Auch ich drückte den Hörer auf die Gabel und griff nach meinen Zigaretten. Nachdenklich steckte ich mir ein Stäbchen zwischen die Lippen.

Eine bläuliche Gasflamme zischte vor der Zigarettenspitze hoch. »Darf ich dem Herrn Feuer geben?« Glenda stand vor mir.

»Danke.«

»Ärger?« fragte Glenda, die mich ziemlich gut kannte. Ich wiegte den Kopf. »Es geht.«

Glenda Perkins verstand. »Dann wird es wohl nichts mit dem Weiterfeiern?«

»So ungefähr.«

»Schade«, sagte sie, »schade, daß Sie solch einen Job haben, John.«

Sie machte abrupt kehrt, doch ich hatte die Tränen in ihren Augenwinkeln sehr wohl bemerkt.

Ich wischte mir über die Stirn und suchte Superintendent Powell. Er stand im Mittelpunkt einer Gruppe älterer Herren, und sie unterhielten sich über die Vor- und Nachteile der Monarchie.

Zwei Minuten nahm man mich nicht zur Kenntnis, dann machte ich mich durch lautes Räuspern bemerkbar.

Und nun reagierte Powell prächtig. »Sie entschuldigen mich, Gentlemen«, sagte er, »aber ich werde verlangt, wie Sie sicherlich sehen. Wir unterhalten uns später noch.«

»Was gibt's denn, John?« fragte mich mein Chef, und wir gingen einige Schritte zur Seite.

Ich berichtete ihm von Mallmanns Anruf. Sir Powell nickte. »Das hatte ich geahnt«, erklärte er mir. »Ich wollte Ihnen nur nicht den Abend verderben. Die deutschen Behörden haben sich bereits am frühen Nachmittag mit mir in Verbindung gesetzt, und ich habe ihnen unsere Hilfe zugesagt.«

»Mit anderen Worten – ich kann fliegen.«

»Ja, John.«
Ich war verärgert, daß man mich so hintergangen hatte. »Ich werde aber noch zwei Personen mit auf die Reise nehmen. Jane Collins und Suko.«
Sir James Powell war einverstanden. Kein Wort des Vorwurfs, keine Silbe über die hohen Spesen.
Ich hatte das Gefühl, die Welt ginge unter. Ich sagte aber nichts, sondern meinte nur: »Dann werde ich mich jetzt verabschieden, Sir.«
Superintendent Powell reichte mir die Hand. »Alles Gute, John!«
»Danke, Sir.« Ich deutete in die Runde. »Und noch viel Vergnügen.«
Dann ging ich. Von Glenda Perkins sah ich nichts mehr. Sie schien die Feier bereits verlassen zu haben.
Ich konnte sie verstehen.

***

Jane Collins lag noch nicht im Bett, sondern arbeitete an ihrer Einkommensteuererklärung. Als ich ihre Wohnung betrat, strahlte die blonde Detektivin, doch als ich sie an mich drückte, verzog sie das Gesicht und stieg einen Zischlaut aus.
»Du riechst nach Parfüm!« stellte sie fest.
»Ich? Wieso…?«
»Ja, du riechst nach Parfüm.« Sie trat einige Schritte zurück und schaute mich von oben bis unten an. »Festliche Garderobe, piekfein in Schale… warst du aus?«
»Ja, dienstlich. Powell feiert seinen Sir!« Ich sagte es mit grimmiger Miene, und sofort schnappte Jane Collins den Ball auf.
»Dann war auch Glenda Perkins in der Nähe.«
»Stimmt.«
»Daher das Parfüm.«
»Sie hat neben mir gesessen«, verteidigte ich mich. »Dem Geruch nach zu urteilen hat sie auf deinem Schoß gesessen, mein lieber John.«
»Das ist doch albern.« Unwillig schüttelte ich den Kopf. »Bei einer offiziellen Feier…«
»Es gibt Nebenräume.«
Ich gab keine Antwort, sondern ging an Jane vorbei, ließ mich in einen Sessel fallen und bat um einen Schluck Sodawasser.
Jane brachte mir sogar das Glas.
Auch sie war eine phantastische Frau. Der seidene Morgenmantel schmiegte sich eng um ihren gut gewachsenen Körper. Ich sah deutlich den Abdruck des winzigen Slips, und als sie sich bückte, um mir das Glas zu reichen, erkannte ich die schmale Schlucht zwischen den beiden Brüsten.
Mit dem Fuß löschte Jane fünfzig Prozent der Lichtquellen. Drei

Minuten später brannte nur noch die kleine Lampe neben dem Bett. Und ich brannte ebenfalls lichterloh.

Aber in Janes Armen.

Der Kavalier genießt und schweigt. Erst eine halbe Stunde vor Mitternacht kam ich dazu Jane Collins von meinem Vorhaben zu berichten. Ich saß im Bett und rauchte eine Zigarette, während Jane vor dem Spiegel ihr langes Haar ausbürstete.

»Das ist doch phantastisch!« rief sie. »Natürlich fahre ich mit. Ich als Lehrerin. Was soll ich denn unterrichten?«

»Meinetwegen Schwimmen.«

»Damit du mich im Bikini beobachten kannst?«

»Denk daran, es ist ein Internat. Da ist züchtige Kleidung Vorschrift. Nimm dir einen Badeanzug mit.«

»Einen Einteiler?«

»Sind die nicht gerade ›in‹?« fragte ich.

»Du bist ein Ekel.«

Ich stand auf.

»Wo willst du hin?«

»Suko anrufen.«

Jane Collins schlug sich gegen die Stirn. »Stimmt, der ist ja auch mit von der Partie. Willst du ihn als Karatelehrer einstellen?«

»Nein, höchstens als Kinderschreck für Sextanerinnen.«

»Es gibt ja nicht nur Sextanerinnen im Internat«, sagte Jane.

Ich blieb an der Tür stehen und drehte den Kopf. »Wie meinst du das denn jetzt schon wieder?«

Jane erwiderte spitz: »Nun, ich habe schon öfter attraktive Oberprimanerinnen kennengelernt. Die konnten einem Mann schon den Kopf verdrehen.«

»Aber doch nicht mir, Jane.« Ich ging hinüber in den Livingroom. Suko bewohnte das Apartment neben mir. Obwohl es bereits Nacht war, hob er schon nach dem zweiten Klingeln ab.

»Hier ist John.«

Suko war überrascht. »Ist die Feier schon zu Ende? Oder hatte Glenda keine Lust?«

»Mann, sei ja ruhig.«

Suko lachte. »Was gibt's?«

Ich erklärte es ihm, und der Chinese war begeistert. »Na, das ist doch mal wieder was für mich«, rief er. »Wann soll's losgehen?«

»In aller Herrgottsfrühe.« Ich sagte ihm die genaue Zeit. »Und wann kann ich dich erwarten?«

»Ich fahre gleich los.«

»Rufst du von Jane aus an?«

»Ja.«

»Laß mich raten, was du anhast…«

Ich lachte und legte auf.

Suko hatte sich, seitdem er bei mir war, zu einem regelrechten Partner entwickelt, auf den ich mich hundertprozentig verlassen konnte. Oft kämpften wir Seite an Seite, und gerade dadurch waren wir oft stärker als unsere Gegner, die immer wieder aus den Reichen der Finsternis in diese Welt stießen. Erst beim letzten Fall war mir durch einen wirklichen Glücksfall eine Waffe in die Hand gefallen, mit der es noch leichter war, das Heer der Dämonen zu bekämpfen. Es war die Dämonenpeitsche. Wurde ein Dämon damit getroffen, so löste er sich einfach auf. Zurück blieb nur eine nach Pest und Schwefel stinkende Wolke. Diese Peitsche hatte vorher Myxin, einem unserer Hauptgegner, gehört.

Jetzt lag sie in meinem Spezialkoffer.

Die Fliege band ich erst gar nicht mehr um, sondern steckte sie in die Smokingtasche.

Jane brachte mich bis an die Tür. »Und fahr nicht bei einer anderen vorbei«, gab sie mir als Abschied mit auf den Weg.

Ich lächelte schief. »Die Primanerinnen schlafen ja jetzt alle.«

»Ekel!« zischte sie und gab mir trotzdem einen Kuß. Als ich das Haus verließ, war es zwei Minuten vor Mitternacht. Durch tauenden Schneematsch schlitterte ich zu meinem Wagen. Ich wollte noch etwas schlafen, denn in wenigen Stunden startete bereits unsere Maschine.

***

Der Mann hieß Karl. Seinen Nachnamen hatte er vergessen. Er war knapp vierzig Jahre alt und arbeitete schon seit seinem vierzehnten Lebensjahr für den größten Lebensmittelhändler im Ort. Karl gehörte fast zur Familie.

Auch an jenem bewußten Morgen mußte er wieder eine Fahrt antreten. Sein Opel Caravan war mit Lebensmitteln vollgestopft. Die Kunden hatten telefonisch bestellt.

Karl hakte noch einmal die einzelnen Posten auf seiner Liste ab, nickte zufrieden und schlug die Wagentür zu. Dann ging er wieder ins Haus, betrat über die steile Treppe sein Zimmer und nahm eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank.

Das zweite Frühstück.

Karl lächelte, als er die Flasche ansetzte. Für ihn war das Biertrinken eine Zeremonie. Daß er dabei bis zu dreimal in der Woche betrunken war, störte ihn nicht.

Karl nuckelte an der Flasche und setzte sie erst ab, als sie zur Hälfte leer war. Ein paar Schaumflocken hingen noch an seinem Oberlippenbart. Mit dem Handrücken wischte Karl sie weg.

Dann pellte er sich ein hartes Ei und aß es langsam und genußvoll, wobei er die zweite Hälfte der Flasche leerte. Anschließend zündete er

sich eine filterlose Zigarette an, trat ans Fenster und blies den Rauch gegen die Scheibe. Die letzten Schatten der Nacht verschwanden. Im Osten stieg die rote Februarsonne über den Horizont und verdrängte die letzten Morgennebel. Karl rauchte zu Ende und verließ sein Zimmer.

Er trug bereits den grauen Arbeitskittel mit der Aufschrift des Lebensmittelladens.

Auf dem Hof begegnete ihm sein Chef.

»Wann bist du zurück, Karl?«

Karl strich sich über sein schon leicht angegrautes Haar und fuhr mit dem Daumen im Nacken auf und nieder. »Tja, wenn ich zu den Tanten soll, dann dauert es bis gegen zehn.«

»Gut. Bis dahin sind auch die neuen Waren eingetroffen. Du kannst sie dann auszeichnen und sortieren. Ich lege dir die Preisliste dazu.«

»Wird gemacht, Chef.« Karl stieg in den Wagen.

Der Lebensmittelhändler winkte und gab Karl noch den Rat, auf diesen schneeglatten Wegen vorsichtig zu fahren. Karl begann mit seiner Tour. Er fuhr erst zu zwei Familien im Dorf, bekam bei der letzten einen Korn und kippte ihn in die Kehle. Er fuhr auch, wenn er leicht einen sitzen hatte. Er nahm das nicht so genau.

Als er dann wieder in seinen Wagen stieg, fiel ihm ein silbergrauer Opel Manta auf. Der Wagen hatte ein fremdes Kennzeichen und war mit drei Männern und einer Frau besetzt. Karl schaute dem Manta nach, bis der hinter der nächsten Kurve verschwand.

Dann fuhr er weiter.

Jetzt hatte er nur noch die drei alten Frauen zu beliefern. Einmal im Monat fuhr Karl dorthin, und immer hatte er ein komisches Gefühl. Etwas stimmte mit diesen Weibern nicht. Sie saßen alle drei im Rollstuhl, waren an sich harmlos, aber Karl spürte doch jenen kalten Hauch der Gefahr, der von diesen Frauen ausging, wenn er ihnen gegenüberstand. Sie wohnten schon lange in ihrem einsamen Haus, und jeder im Ort fürchtete sich vor ihnen.

Die Hexen-Drillinge wurden sie genannt.

Eine Gänsehaut lief über Karls Rücken, als er daran dachte.

Er lenkte seinen Wagen mit einer Hand, die andere lag auf der Rückenlehne des Beifahrersitzes.

Noch fuhr er über die Hauptstraße, doch nach einem Kilometer mußte er rechts abbiegen.

Flach wie ein Brett war das Land. Wiesen und Felder bildeten ein geometrisches Muster. Schneemassen bedeckten sie. Als dunkle Inseln hoben sich die Mischwälder ab. Die Waldstücke waren oft kilometerlang und wurden hin und wieder von kleineren Seen unterbrochen.

Im Sommer war diese Gegend ein bevorzugtes Feriengebiet, ein

Paradies für Kinder.

Der Weg wurde schmaler. Die Räder des Opels wühlten sich durch den tauenden Schnee und fußhohen Matsch. In einer Linkskurve rutschte der Wagen nach hinten weg, doch Karl gelang es, ihn wieder in die Spur zu bringen. Der gelbe Opel hob sich als Farbklecks von der Landschaft ab. Er zog eine helle Auspuffahne hinter sich her.

Das Haus der drei Schwestern lag in einem Wald. Wie im Märchen. Ringsum waren die Bäume abgeholzt, auf der Lichtung stand das Gras kniehoch und lugte zwischen Schneeresten empor.

Karl fuhr zwischen den Bäumen. Das klare Morgenlicht wurde gefiltert, der Wald machte es zu einem Wechselspiel von Hell und Dunkel. Noch eine Kurve, und Karl war da. Jedesmal rann ihm eine Gänsehaut über den Rücken, wenn er das Haus betrachtete.

Es war aus Holz gebaut, hatte zahlreiche Giebel und Vorsprünge und war verwinkelt wie eine Hexenhütte.

Ja, Hexenhütte war der richtige Ausdruck.

Die schmalen Reifen walzten das Gras platt, als Karl bis dicht vor die Tür fuhr.

Er stieg aus.

Die Frauen hatten seine Ankunft bereits beobachtet. Es war immer das gleiche Spiel.

»Komm ruhig rein, Söhnchen«, ertönte eine krächzende Stimme, »die Tür ist offen.«

Karl öffnete die Heckklappe des Kombis und packte den ersten Karton. Er trug ihn auf beiden Armen und stieß die Tür mit der rechten Fußspitze auf.

Zwei Schritte hinter der Schwelle blieb er stehen.

Es dauerte etwas, bis sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten.

Die drei Frauen saßen in ihren Rollstühlen genau vor ihm. Er wußte nicht, wer Elisa, Stina oder Martha war. Sie sahen alle gleich aus. Sie trugen dieselben langen, dunklen Kleider, hatten faltige Gesichter und gichtkrumme Hände, deren Finger um die Seitenlehnen der Stühle geklammert waren. Die Diele war leer. Auf den Holzdielen schimmerte grünlicher Schimmel. Links führte eine wurmstichige gewundene Treppe bis unter das Dach.

»Bring es in die Küche, Söhnchen«, sagte die Frau in der Mitte.

»Ja, natürlich.« Karl schritt vor. Er mußte rechts an den Frauen vorbei, passierte eine windschiefe Holztür und betrat einen Raum, dessen Einrichtung noch aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen schien. Die Möbel waren uralt. Überall knackte und knarrte es. In den Schränken nistete der Holzwurm.

Hinter sich hörte Karl ein rollendes Geräusch. Eine Frau war ihm gefolgt.

»Stell die Sachen auf dem Unterteil ab, Söhnchen.« Karl tat, wie ihm geheißen.

Dann drehte er sich um.

Die Frau grinste ihn an. Er sah einen zahnlosen Mund, die zahlreichen Falten im Gesicht, und durch das mit Spinnweben verklebte Fenster fiel noch genügend Licht, um die gelblichen Augen der Alten sehen zu können.

Wie bei einem Raubtier, dachte Karl und schüttelte sich. »Darf ich vorbei?« fragte er und quälte sich ein Lächeln ab. »Im Wagen draußen stehen noch zwei Kartons.«

»Aber natürlich, Söhnchen. Warte, ich mache dir Platz.« Die Alte rollte zurück zu ihren beiden Schwestern, die ebenfalls keinen Blick von Karl ließen, als er das Haus verließ.

»Er ist ein schöner junger Mann«, flüsterte Martha.

»Ja, wirklich«, bestätigte Stina. »Sollten wir ihn nicht…«

»Sei ruhig!« zischte Elisa. »Wer bringt uns sonst die Waren?«

»Aber er ist doch so kräftig!«

Karl kam zurück, und Martha verstummte. Sie folgte nur mit hungrigen Blicken dem Mann, wie er die Küche betrat und dort den zweiten Karton absetzte.

Dann holte er den dritten.

Als Karl das Haus betrat, lächelte er den alten Frauen zu, obwohl er am liebsten davongelaufen wäre.

Karl stellte den dritten Karton auf einen Stuhl. Er bemerkte, daß eine der Schubladen im Küchenschrank offenstand. Karl schaute hinein, zog sie noch weiter auf und sah plötzlich das Messer.

Die Klinge war blutig!

Karl sprang zurück. Plötzlich schwitzte er und begann zu zittern.

Von wem stammte das Blut?

Von einem Menschen – oder einem Tier?

Karl atmete scharf aus. Er wischte sich über die Stirn, und als er auf seine Finger schaute, waren sie naß. Karl dachte an die Morde, die in der letzten Zeit passiert waren und die Bevölkerung der näheren Umgebung in Angst und Panik versetzt hatten.

Hatten die drei Frauen etwas damit zu tun?

»O Gott«, stöhnte Karl und schüttelte sich.

»Söhnchen?« Die krächzende Stimme riß ihn aus seinen Überlegungen in die Wirklichkeit zurück. Er schob die Schublade wieder halb zu und verließ die Küche.

Das Messer mit der blutigen Klinge ging ihm nicht aus dem Kopf. Karl war ein einfacher Mensch. Er arbeitete, trank sein Bier und ließ sonst den lieben Gott einen guten Mann sein. Aber er verstand es doch, eins und eins zusammenzuzählen.

Hier stimmte etwas nicht.

Als er die Küche verließ, war er blaß. Die drei Frauen hatten ihre Stellungen verändert. Eine wartete dicht vor der Treppe, die beiden anderen hielten sich in der Nähe der Tür auf. Martha winkte mit dem gichtkrummen Finger. Sie sah dabei wirklich aus wie eine Hexe.

»Komm zu mir, Söhnchen.«

Karl zögerte noch.

Die Alte kicherte häßlich. »Hast du Angst, Söhnchen?«

Karl schüttelte den Kopf und trat langsam auf sie zu. Die Alte griff unter ihr Kleid, und als die Hand wieder zum Vorschein kam, lag ein Fünfmarkstück auf dem Handteller. »Hier, das ist für dich.«

Karl nahm das Geld. Seine Fingerspitzen berührten dabei die Haut der Frau. Hastig steckte er die Münze weg. »Danke. Danke sehr.«

»Dann bis zum nächstenmal«, flüsterten die drei Frauen fast synchron.

Karl wandte sich um und vollführte eine etwas linkische Verbeugung. »Ja – ich gehe dann jetzt. Auf Wiedersehen.« Er stolperte fast nach draußen, rannte zu seinem Wagen und warf sich hinein.

Karl war naßgeschwitzt. Er würgte den Motor vor lauter Aufregung ab, dann aber startete er durch. Dreck spritzte hinter den Reifen des Opels hoch. Er vermischte sich mit kleineren Grassoden, und das Heck des Wagens schlingerte, als Karl beschleunigte.

Seit er das blutige Messer gesehen hatte, hatte er noch mehr Angst vor den drei Frauen.

Die drei Weiber aber lachten und rieben sich die knöchernen Hände. Martha sprach aus, was die anderen beiden dachten. »In der Nacht wird es ein nächstes Opfer geben…«

***

Das Internat lag an einem idyllischen Plätzchen, das mußte man ohne Neid eingestehen. Der Park um das große Gebäude herum war gepflegt, und auf den breiten Wegen wuchs kein Unkraut. Man merkte überall die Hand des Gärtners.

Suko blieb im Wagen sitzen, während Jane Collins, Kommissar Mallmann und ich ausstiegen.

Der Chinese hielt mich noch an der Schulter zurück. »Halt die Ohren steif, John«, sagte er eindringlich.

Ich lächelte. »Wird schon schiefgehen.«

Will und ich nahmen Jane in die Mitte. Wir schritten die Stufen hoch, auf das nachträglich eingebaute Glasportal zu. Es schwang automatisch zurück, als wir einen Kontakt berührten.

Zwei Meter weiter befanden wir uns in einer anderen Welt. Es war die typische Schule, wie ich sie von früher her kannte. Eine hohe Decke, zwei breite Steintreppen, die in die erste Etage führten, Rundbögen, die die Decke stützten, blankgescheuerte Fliesen auf dem

Boden und ein Hausmeister, der uns am Weitergehen hinderte.

Er war ein kompakter Typ mit einem borstigen Igelschnitt. Der Hausmeister trug einen grauen Kittel und hatte beide Hände in den Taschen vergraben. Auf Janes Figur blieb sein Blick länger haften.

Die blondhaarige Detektivin trug ein elegantes, blau gemustertes Winterkostüm aus Cashmere-Stoff, Stiefel in einer blaugrauen Farbe und hatte eine kecke Mütze auf dem Kopf. »Sie wünschen?« wurden wir angesprochen.

Will Mallmann redete. »Wir möchten zu Dr. Mensching und sind bei ihm angemeldet. Mein Name ist Mallmann.« Er deutete auf Jane. »Das ist Miss Collins, und der Herr dort ist Mr. Sinclair. Beide kommen aus England und sind die neuen Lehrpersonen.«

Das Gesicht des Hausmeisters wurde freundlicher. Mit den Lehrern wollte er es sich wohl nicht verderben. »Wenn Sie einen Augenblick warten wollen?« Er verschwand in seiner kleinen Box und telefonierte.

Ich schaute mich inzwischen um. Die Koffer hatte ich abgestellt. Auch mein Spezialkoffer war dabei.

Wohl konnte ich mich in dieser Schule nicht fühlen. Alles war düster, die Wände, die Gänge, die Decken.

Der Hausmeister kam zurück. »Dr. Mensching läßt bitten«, sagte er. »Ich darf Sie führen?«

Er nahm zwei unserer Koffer.

Von den Schülerinnen hörten wir nichts. Jetzt war Unterricht, und in den Klassen herrschte Ruhe.

Der Hausmeister brachte uns in die erste Etage, wo Dr. Mensching, der Schulleiter, sein Büro hatte.

Wir gelangten in ein Vorzimmer.

Eine rothaarige Mittdreißigerin erhob sich von ihrem Stuhl. Sie trug eine Brille, hatte zahlreiche Sommersprossen im Gesicht und eine Jayne-Mansfield-Figur.

Ich sah Janes eifersüchtigen Blick und mußte grinsen. Also nicht nur die Primanerinnen.

Die Frau stellte sich als Elfriede Lachmann vor. Sie lächelte strahlend, als sie uns begrüßte.

»Sie sind also die neuen Lehrpersonen«, sagte sie. »Ich würde mich freuen, wenn Sie sich bei uns wohl fühlten.«

»Danke sehr.«

Sie deutete auf eine gepolsterte Nebentür. »Dr. Mensching wartet bereits. Bitte sehr.«

Das Büro des Direktors war doppelt so groß wie das Vorzimmer. Dr. Mensching erhob sich hinter seinem antiken Schreibtisch und kam mit ausgestreckten Händen auf uns zu. »Darf ich Sie herzlich begrüßen«, sagte er und zu seiner Vorzimmerelfe gewandt: »Sie können gehen, Fräulein Lachmann.«

»Sehr wohl, Herr Doktor.«
Wir schüttelten uns die Hände.
Dr. Mensching war etwa fünfzig Jahre alt und reichte mir nur bis zur Schulter. Sein schwarzes Haar lichtete sich bereits. Er hatte es jedoch so raffiniert gekämmt, daß dies kaum auffiel. Sein grauer Anzug war von konservativem Schnitt, und auch die Krawatte zählte nicht gerade zu den modernsten. Er trug eine Goldrandbrille und hatte eine tiefe Stimme.
Dr. Mensching war eingeweiht. Als er uns Plätze angeboten hatte, kam er auch sofort zur Sache.
»Die drei Morde sind noch immer nicht aufgeklärt, meine Herren. Wie ich weiß, steht die Polizei nach wie vor vor einem Rätsel. Aber das ist Ihnen ja bekannt, Herr Kommissar.«
Will Mallmann nickte. Mit den beiden Zeigefingern fuhr er an seinen Schläfen entlang. »Die Polizei ist auf einen höheren Befehl hin abgerufen worden«, erklärte er. »Das gehört alles zu unserem Plan, Herr Doktor.«
»Oh, das wußte ich nicht.«
Mallmann lächelte nur weise.
Ich fragte direkt. »Welche Aufgaben sollen wir nun übernehmen?«
Dr. Mensching schaute mich an. »Sie wollte ich als Englischlehrer einsetzen. Ihre Kollegin, Miss Collins, könnte unserem Sportlehrer, Dr. Hart, ein wenig zur Hand gehen. Sie sollte sich vor allen Dingen um das Schwimmen kümmern.«
»Und wann sollen wir mit dem Unterricht beginnen?« fragte Jane.
»Am besten heute nachmittag. Da sind noch zwei Stunden Unterricht. Auch Schwimmen und Englisch. Trauen Sie sich das zu?« Er schaute uns fragend an.
Ich nickte. Auch Jane Collins sah keine Schwierigkeiten. Wir sprachen noch über die Mordfälle und über den Ärger, den Dr. Mensching dadurch hatte. »Sie werden das Rätsel bestimmt lösen«, meinte er zuversichtlich.
»Erwarten Sie bitte keine Wunder«, dämpfte ich seinen Optimismus. »Wir sind auch nur Menschen.«
Will Mallmann stand auf. »Dann werde ich mich verabschieden.« Er wandte sich an uns. »Ihr wißt, wo ihr mich findet. Okay?«
Wir nickten.
Der Kommissar ging und schloß leise die Tür. Mit ihm und Suko hatten wir einen starken Trumpf in der Hinterhand.
Dr. Mensching rieb sich die Hände. »Und nun zu uns«, sagte er. »Mir ist aufgefallen, daß Sie beide sehr gut deutsch sprechen. Waren Sie schon öfter in Deutschland?«
»Ja«, sagte ich.
Ich hatte keine Lust, mich mit dem Direktor über unsere Reisen zu

unterhalten, und wollte ihm schon vorschlagen, uns endlich mit den Kollegen bekannt zu machen, als es klingelte. »Große Pause«, sagte Dr. Mensching.

Jane hatte den gleichen Gedanken wie ich. »Dann gehen wir jetzt ins Lehrerzimmer, um unsere Kollegen kennenzulernen.«

»Das gleiche wollte ich Ihnen eben vorschlagen«, erwiderte Dr. Mensching. »Bitte sehr.«

Das Lehrerzimmer lag auf derselben Etage. Dr. Mensching ging vor. Zahlreiche Mädchen stürmten aus den Klassenräumen. Die kleineren rannten, die größeren gingen gemächlicher. Ich sah auch Oberprimanerinnen. Es waren verteufelt hübsche Girls darunter.

Mensching wurde gegrüßt. Er aber nickte kaum zurück. Wir waren nicht die ersten im Lehrerzimmer. Zwei ältere, bebrillte Damen waren dabei, ihre Sandwiches auszupacken. Sie hielten aber damit inne, als wir das Zimmer betraten. »Die neuen Kollegen«, sagte Dr. Mensching. »Bevor ich Sie bekanntmache, möchte ich noch das Eintreffen der anderen abwarten.«

Die Jungfern nickten. Jane Collins bedachten sie nicht gerade mit freundlichen Blicken.

So nach und nach trudelten alle ein. Besonders fiel mir ein blondhaariger Sportstyp auf, der etwa die gleichen Lebensjahre zählte wie ich. Er war der Siegermensch, trug einen blauen Trainingsanzug mit roten Streifen, und ich nahm an, den Sportlehrer vor mir zu haben.

Er zog Jane Collins mit seinen Augen fast aus. Mich bedachte er nicht. Später erfuhr ich, daß sein Name Harry Hart lautete.

Dr. Mensching übernahm die Vorstellung. Zum Glück machte er es knapp und zündend. Als er damit herausrückte, daß er Jane Collins diesem Hart zuteilen wollte, ging auf dessen Gesicht die Sonne auf.

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie einzuarbeiten«, sagte der Knabe mit Schmelz in der Stimme.

Jane Collins lächelte zuckersüß. Mir streckte sie heimlich die Zunge heraus.

Wir schüttelten Hände. Die Namen der einzelnen Personen konnte ich mir nicht merken. Außer dem Sportlehrer gab es noch einen Mann, der unterrichtete.

Er hieß Dr. Kastner und war Biologe. Weißes, abstehendes Haar, eine randlose Brille, ein fleckiger Anzug und eine Uhrkette über der Weste waren seine Kennzeichen. Er ging gebeugt und führte hin und wieder Selbstgespräche.

Die Lehrerinnen waren durchweg ältere Frauen. Nur eine davon war verheiratet. Die anderen wollten mit Fräulein angeredet werden.

Dann bimmelte wieder die Glocke.

Ende der Pause.

»Sie können mit mir gehen«, sagte Harry Hart und hielt Jane galant die Tür auf.

Die Detektivin hatte nichts dagegen.

Ich sah den beiden nach und machte mir meine Gedanken. »Dann werde ich Sie Ihrer Klasse vorstellen«, sagte Dr. Mensching zu mir. »Bitte, kommen Sie.«

Der Direktor und ich verließen als letzte das Lehrerzimmer. Auf den Gängen war es wieder ruhig geworden. Hier und da lag Papier. Dr. Mensching regte sich darüber auf.

Er ging ein paar Schritte vor.

Durch die großen Fenster an der Seite fiel blasses Sonnenlicht und leuchtete den Steinboden aus.

»Wir können auf dieser Etage bleiben«, erklärte mir der Direktor. »Die übernächste Tür, dort ist es.«

Und da hörten wir den Schrei!

***

Dr. Mensching stand da wie angewurzelt. Ich aber reagierte, stieß den Direktor zur Seite und rannte auf die breite Treppe zu, die weiter nach oben führte.

»Sind dort die Zimmer der Mädchen?« rief ich über die Schulter zurück, und meine Stimme hallte im Treppenhaus nach.

»Ja.«

Vier Stufen nahm ich auf einmal. Mein Körper streckte sich wie der eines Kurzstreckenläufers. Die rechte Hand klatschte auf das Geländer, und nach wenigen Sekunden hatte ich die Treppe überwunden.

Wieder ein Gang. Ebenso breit wie der eine Etage tiefer. Unter mir keuchte Dr. Mensching die Stufen hoch.

Aus welchem Zimmer war der Schrei gekommen?

Ich wartete auf eine Wiederholung, und abermals schrie die Frau oder das Mädchen.

Jetzt wußte ich, von wo der Schrei gekommen war.

Die dritte Tür auf der rechten Seite. Ich spurtete hin, riß sie auf und sprang über die Schwelle.

Eine Gardine flatterte im Luftzug. Das Fenster stand offen. Im Bett saß ein braunhaariges Mädchen. Es hatte vor Angst die Decke bis zum Kinn hochgezogen.

Das alles nahm ich in Bruchteilen von Sekunden auf. Und ich sah auch, wohin das Mädchen schaute.

Schräg an mir vorbei – nach oben!

Ich drehte den Kopf und glaubte verrückt zu werden. Auf dem Schrank saß ein Panther!

Eine pechschwarze Bestie mit glühenden Augen und weit aufgerissenem Maul, so daß ich die spitzen Fangzähne genau erkennen

konnte.

Dr. Mensching tauchte auf der Türschwelle auf, entdeckte den Panther ebenfalls und wurde bleich. Dann torkelte er nach hinten. Stöhnlaute drangen aus seinem Mund.

Der Panther sprang. Sein Ziel war ich.

Ich konnte gar nicht so rasch reagieren. Das Raubtier war ungeheuer schnell. Ich sah nur noch einen Schatten, warf mich zur Seite und deckte instinktiv mit dem angewinkelten Arm mein Gesicht ab.

Dann peitschten die Krallen in meine Schulter. Ich trug noch den Mantel, und selbst der unverwüstliche Burberry-Stoff war den Krallen des Raubtiers nicht gewachsen.

Sie fetzten lange Risse hinein.

Ich prallte zu Boden. Der Panther ebenfalls. Doch er war wesentlich geschmeidiger als ich. Als ich mich zur Seite rollte, schlug er mit den Vorderpfoten zu, und ich hörte die Krallen über meinen Rücken ratschen.

Während ich rollte, zog ich meine Beretta. Noch im Liegen brachte ich sie in Anschlag.

Die Kugel konnte ich mir sparen.

Ein gewaltiger Satz, und der Panther schnellte auf das Fenster zu. Sein geschmeidiger Körper war innerhalb eines Atemzugs verschwunden.

Ich rappelte mich hoch, lief zum Fenster und warf einen Blick nach draußen.

Das Raubtier war auf einen in der Nähe stehenden Baum zugesprungen und lief schon an der mir entgegengesetzten Seite des Stammes hinunter. Blitzschnell war die Riesenkatze im Park verschwunden.

Ich drehte mich wieder um. Zahlreiche Gedanken schossen mir durch den Kopf.

Hatte ich da den Mörder vor mir gehabt? Einen Panther? Bestimmt sogar, denn wie ich wußte, hielt der Arzt, der die Leichen untersucht hatte, viel von der Raubtier-Theorie. Aber wie kam der Panther hierher?

Sein Lebensraum war nicht Europa, sondern Afrika. In diesem Klima mußte er einfach eingehen. Oder war er aus einem Zoo entwichen?

Ich wollte dafür sorgen, daß Kommissar Mallmann in diese Richtung recherchierte.

Dr. Mensching hockte auf dem Gang. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, war kalkweiß im Gesicht und hatte seine rechte Hand gegen die linke Brustseite gepreßt.

Ich ging zu dem Mädchen. Rehbraune Augen schauten mich ängstlich an. Die Kleine hatte sich ganz zurückgedrängt und zitterte wie Espenlaub. Die Knöchel der Finger, die das Laken umklammert

hielten, traten weiß und spitz hervor.

Ich lächelte sie an. »Sie brauchen keine Angst zu haben, mein Fräulein. Ich tue Ihnen nichts.«

Sie gab keine Antwort.

»Wie heißen Sie?«

»Hoff«, hauchte sie. »Gisela Hoff.«

Der Name war mir bekannt. Kommissar Mallmann hatte ihn erwähnt. Gisela Hoff war die Freundin des letzten Opfers gewesen. Verständlich, daß sie Angst hatte.

»Ich bin der neue Englischlehrer«, gab ich mich zu erkennen. »Möchten Sie reden?«

Ihr ängstlicher Blick glitt an mir vorbei. Ich drehte den Kopf. Dr. Mensching rappelte sich auf. Mit der Linken lockerte er seinen Krawattenknoten. Er taumelte in das Zimmer und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Ich schloß das Fenster.

»Was – was war das?« keuchte Mensching.

»Ein Panther«, erwiderte ich und nahm wieder auf der Bettkante Platz.

»Aber – aber…«

»Sagen Sie nichts, Doktor«, wehrte ich ab. »Es ist besser so. Ich weiß, daß alles sehr unwahrscheinlich klingt, aber wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen.«

Der Direktor schwieg.

Ich wandte mich wieder an Gisela Hoff. »Wenn Sie uns nichts sagen wollen, ist es auch nicht schlimm.«

Sie schaute mich an. Ihre Augen schwammen in Tränen. Dann flüsterte sie: »Doch, fragen Sie.«

Ich deutete auf das Fenster, das ich geschlossen hatte. »Haben Sie das Tier hereingelassen?«

Gisela nickte.

»Warum?« fragte ich.

»Weil ich eine Stimme hörte«, antwortete das Mädchen.

»Erzählen Sie das bitte genauer, Gisela. Sie hörten also eine Stimme. War sie weiblich, männlich?«

»Eine Frauenstimme.«

»Und was sagte sie?«

Gisela Hoff zog die Nase hoch und schluckte. »Sie rief nach mir und lockte mich. Sie sagte, ich solle das Fenster öffnen und abwarten. Das ist alles.«

»Was Sie auch taten.«

»Ja.«

Der Direktor begann zu lachen. »Alles Unsinn!« rief er. »Glauben Sie ihr kein Wort, Sinclair!«

»Nein!« rief das Mädchen. »Es ist kein Unsinn. Ich habe es erlebt. Ich schwöre es!«

Dr. Mensching hätte sich fast gegen die Stirn getippt, doch auf halbem Wege überlegte er es sich anders.

Ich wandte mich an den Direktor und sagte hart: »Ich stelle hier die Fragen, Dr. Mensching. Bitte, denken Sie daran.«

»Meinetwegen.«

Gisela Hoff sah ihren Direktor mißtrauisch an, der sich mit einem roten Tuch den Schweiß von der Stirn wischte. Aufmunternd lächelte ich dem Mädchen zu. »Sie haben die Stimme vernommen. Kam sie Ihnen bekannt vor?«

»Ja und nein.«

»Was heißt das?«

Gisela Hoff hob die Schultern. »Gehört habe ich sie schon mal. Ich kann mich nur nicht erinnern, wo ich sie gehört habe.«

»Überlegen Sie genau!« drängte ich.

»Ich – ich weiß nicht.«

»Gut.« Ich winkte ab. »Erzählen Sie bitte, was dann weiter geschah, nachdem Sie das Fenster geöffnet hatten.«

»Ich stand am Fenster, schaute nach draußen und suchte den Rufer. Doch da meldete sich niemand. Ich versuchte es noch einmal und beugte mich dabei hinaus. Plötzlich…« Gisela stockte. Sie holte tief Luft und sprach leise weiter. »Plötzlich sah ich den Schatten. Zuerst wußte ich nicht, was los war, hörte aber das Fauchen, und im nächsten Moment sprang das Tier ins Zimmer. Ich – ich bin vor Angst fast wahnsinnig geworden, kann ich Ihnen sagen. Ich schrie und warf mich in mein Bett, und der Panther sprang auf den Schrank.« Sie holte noch einmal tief Luft. »Dann kamen Sie.«

»Von der Frau haben Sie nichts mehr gesehen?« forschte ich.

»Nein.«

»Aber die Stimme klang so laut und deutlich, daß Sie sie verstehen konnten?«

Gisela nickte und bat um eine Zigarette. Ich gab ihr das Stäbchen und auch Feuer.

Dr. Mensching räusperte sich. Er war leidenschaftlicher Nichtraucher.

Ich unterhielt mich noch einige Minuten mit dem Mädchen und schlug ihm vor, einen Arzt kommen zu lassen. Doch Gisela winkte ab.

»Machen Sie sich meinetwegen keine Umstände, Herr Sinclair. Es geht schon wieder einigermaßen. Vor ein paar Tagen war es schlimmer, als sie – als sie meinen Freund fanden.« Gisela sog hastig an der Zigarette, so erregt war sie. Ich stand auf.

»Okay«, sagte ich, »dann bis später.«

»Herr Sinclair?«

»Ja?«

»Ich freue mich schon darauf, wenn Sie Unterricht geben. Morgen bin ich wieder dabei.«

»Das will ich hoffen.«

Zusammen mit Dr. Mensching verließ ich das Zimmer des Mädchens. Auf dem Gang meinte der Direktor: »Den Täter haben Sie nun.« Er sagte es fast heiter.

»Sie denken an den Panther?«

Er nickte.

»Und die Stimme, die das Mädchen gehört hat?« fragte ich.

Dr. Mensching winkte ab. »Alles Einbildung. Sie steht noch unter Schock.«

Den Eindruck machte mir Gisela Hoff allerdings nicht. Doch das sprach ich nicht aus.

Ein weiterer Gedanke schwirrte mir im Kopf herum. Was war, wenn der Panther und diejenige, die gesprochen hatte, ein und dieselbe Person waren?

Der Direktor blieb plötzlich stehen. Er wirkte auf einmal fröhlich. »Eigentlich ist Ihr Job schon beendet«, meinte er.

Ich tippte ihm gegen die Brust und zeigte ihm meine Zähne. »Im Gegenteil, Herr Doktor. Jetzt fängt der Job für mich erst richtig an.«

Dr. Mensching sah mich an, als hätte er in mir einen Geisteskranken vor sich.

***

Das Gemälde zeigte ein Abbild des Teufels!

Grausam war das Ziegenbock-Gesicht anzusehen. Häßlich das grinsende Maul, widerlich der behaarte Körper und lächerlich der Bocksfuß. Der Teufel war so dargestellt, wie man es aus zahlreichen Büchern und Veröffentlichungen kannte.

Der Teufel als Ziegenbock!

Über Jahrhunderte war dieses stilisierte Satanssymbol erhalten geblieben, und auch die drei alten Weiber verehrten ihn. Denn er war ihr Lehrer und Meister.

Ihm verdankten sie alles. Auch ihr langes Leben.

Die drei alten Weiber hatten eine Aufgabe zu erfüllen. Und der Meister drängte, es endlich zu tun. Er wollte Gefolgsleute haben. Mädchen, junge Mädchen, die ihm huldigten und andere wiederum in den Strudel mit hineinrissen.

Dafür sollten die drei Weiber sorgen. Und dafür hielt sie die höllische Kraft am Leben.

Der Satan schaute auf sie herab. Aus dem Gemälde sah er ihnen entgegen, da die drei mit ihren Rollstühlen vor dem Bild hockten.

Elisa, Martha und Stina waren seine Dienerinnen. Und würden es auch bleiben, bis zum bitteren Ende. Wie lange das noch dauerte, hing

von ihnen selbst ab.

Sie mußten Erfolg haben, denn Satan war ungeduldig.

Er wollte die jungen Mädchen.

Die drei Weiber hatten ihre Köpfe in den Nacken gelegt und starrten zu dem Bild an der Wand.

»Satan«, flehten sie und rangen die gichtkrummen Hände. »Wir tun alles, was du verlangst. In vielen Mädchen steckt bereits der Keim des Bösen. Er wird sich erweitern, wird wachsen und dann voll zum Ausbruch kommen. Schon bald, schon heute…«

Satan antwortete nicht. Nur die schwarzen Augen im Kopf des Ziegenbocks veränderten sich. Sie wurden dunkelrot, und die Frauen hatten das Gefühl, von den Blicken durchbohrt zu werden. Sie kreischten und schrien, ruckten in ihren Rollstühlen hin und her und hatten eine nahezu diebische Freude. Der Teufel hatte ihr Angebot angenommen. Durch seine Blicke gab er ihnen kund, wie wohl er den Dienerinnen gesonnen war.

Die alten Weiber drehten ihre Rollstühle und fuhren aus dem Zimmer. Vor der nach oben führenden Treppe versammelten sie sich und rieben sich die Hände.

Stina kicherte hohl. »Alle, die uns gefährlich werden konnten, haben wir ausgeschaltet. Die jetzt noch übrig sind, stehen auf unserer Seite.«

»Und das Mädchen?« fragte Martha krächzend.

Elisa fühlte sich angesprochen. »Ich war bei ihr und wollte diese Gisela überzeugen.«

»Und?«

Elisa senkte den Kopf. Sie hatte noch nichts berichtet, aber jetzt mußte sie die Karten auf den Tisch legen. »Es kam etwas dazwischen. Ein Fremder stürmte plötzlich in das Zimmer und hat das Mädchen beschützt.«

»Was ist das schon?« kreischte Stina. »Ein Mann – lächerlich. Wirst du nicht mit ihm fertig?«

Elisas Schultern zuckten. »Eigentlich ja, aber da war etwas, das mir Angst machte.«

»Was denn?«

»Von diesem Mann ging eine Strömung aus, die mich in Panik versetzte. Ich konnte nicht nahe genug an ihn heran.«

Stina und Martha schauten sich an. Sie rollten mit ihren Stühlen näher. »Das mußt du uns genauer erklären, meine Liebe«, sagte Martha.

»Ich kann es auch nicht begreifen, aber ich hatte plötzlich rasende Angst und bin geflohen.«

»Kanntest du den Mann?«

Elisa schüttelte den Kopf. Ihr Faltengesicht zuckte. »Es war ein Fremder.« Sie atmete seufzend. »Er ist bestimmt gefährlich, liebe

Schwestern. Ich spüre es. Das ist ein besonderer Mann. Wir müssen achtgeben.«

»Töten!« kreischte Martha. »Sofort töten. Wir müssen unserem Freund Bescheid geben – sofort.«

»Ja, das machen wir.« Auch Stina und Elisa waren mit diesem Vorschlag einverstanden.

Sie ruckten mit ihren Stühlen herum, so daß sie ein Dreieck bildeten. Dann faßten sie sich gegenseitig an den Händen, schlossen die Augen und konzentrierten sich auf einen Mann in der Schule.

Es war – Harry Hart!

***

Harry Hart blieb stehen und legte Jane Collins vertrauensvoll die Hand auf die Schulter.

»Hat man Ihnen schon Ihr Zimmer gezeigt, Jane?« Der Sportlehrer sprach die Detektivin kurzerhand beim Vornamen an. Sie sagte zwar nichts, weil sie keinen Streit wollte, doch wenn Hart noch anhänglicher wurde, würde sie sich schon zu wehren wissen.

»Nein, ich weiß nicht, wo ich wohnen werde.«

»Dann ist es meine Aufgabe, Sie einzuweisen. Bitte folgen Sie mir.« Er nahm Janes beiden Koffer hoch und schritt davon. Der Detektivin blieb nichts anderes übrig, als hinter ihm zu bleiben.

»Einen Fahrstuhl gibt es leider bei uns nicht«, bemerkte Hart, als sie die Treppe weiter hochstiegen. »Aber wir sind sportlich.« Er lachte. »Übrigens, als ich hörte, daß wir eine neue Kollegin bekommen, war ich sehr gespannt, doch nun bin ich, ehrlich gesagt, enttäuscht.«

»Wieso?«

Harry Hart lächelte und zeigte dabei ein blitzsauberes Gebiß. Auf der gebräunten Haut entstanden um die Augen herum einige Falten. »Ich bin angenehm enttäuscht, Jane. Ich ahnte schon oder hoffte, daß Sie hübsch sind, aber daß Sie so gut aussehen, hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt.«

Jane winkte ab.

»Ich meine es ehrlich.«

»Ja, ja, schon gut.«

Sie schritten über den Flur. Etwa in der Mitte blieben sie vor einer dunkel gebeizten Tür stehen. »Dahinter liegt Ihr Zimmer«, sagte der Sportlehrer. »Meins ist gleich gegenüber.«

»Ich glaube kaum, daß mich das interessiert«, erwiderte Jane Collins kalt. Sie mochte die Typen nicht, die so von sich eingenommen waren und dabei glaubten, jede Frau würde ihnen sofort zu Füßen liegen.

Doch Hart lachte nur.

Die Tür war offen, der Schlüssel steckte von innen. Harry Hart folgte Jane in den Raum und stellte die Koffer ab. Das Zimmer war nicht

sehr groß, aber wohnlich eingerichtet. Es beherbergte ein Klappbett, einen Schrank, Tisch, zwei Stühle, ein kleines Sofa, Radio und Fernsehapparat. Eine schmale Tür führte in das blau gekachelte Bad. Das Bett mußte erst noch bezogen werden.

Hart stand dicht hinter der Schwelle und schaute sich um. Jane wollte allein sein. »Ich danke Ihnen, Herr Hart.«

Er machte keine Anstalten zu gehen.

»Ist noch was?« fragte Jane.

»Eine dumme Frage. Haben Sie einen Badeanzug dabei?«

»Ja.«

»Einteilige sind übrigens Vorschrift«, bemerkte Harry Hart, »obwohl ich mir Sie im Bikini sehr gut vorstellen könnte.«

»Es wird wohl bei der Vorstellung bleiben«, entgegnete Jane Collins eisig.

»Was ist eigentlich mit Ihrem Kollegen?« wollte der Sportlehrer noch wissen.

»Wir sind nicht verheiratet«, klärte die Detektivin ihn auf. »Aber ich finde ihn trotzdem sehr sympathisch. Reicht Ihnen das als Antwort, Herr Hart?«

»Natürlich. Entschuldigen Sie.« Hart deutete eine Verbeugung an und verschwand.

Jane schloß ab und schüttelte den Kopf. Sie mochte die aufdringliche Art Harts nicht.

Sie packte nur das Nötigste aus ihrem Koffer, verstaute die Kleidungsstücke im Schrank und zog sich dann aus. Nur mit dem Bademantel bekleidet betrat sie das Badezimmer, stieg in die Duschwanne und ließ die heißen Strahlen auf ihren Körper prasseln.

Jane Collins war gespannt, was sie in der Schwimmstunde erwartete.

***

Zehn Schülerinnen befanden sich in meiner Klasse. Hübsche, junge Mädchen im Alter zwischen achtzehn und zwanzig Jahren. Ich wurde tatsächlich noch rot, als ich vor meinen Schülerinnen stand.

Dr. Mensching machte mich bekannt. Er redete fünf Minuten und sprach hauptsächlich über mein Heimatland. »Herr oder Mr. Sinclair wird Ihnen vor allen Dingen die englische Geschichte näherbringen, meine Damen. Ich hoffe, Sie bringen ihm das gleiche Vertrauen entgegen wie seinem Vorgänger. Ich danke Ihnen.« Dr. Mensching nickte mir zu und machte eine einladende Handbewegung. »Sie sind an der Reihe.«

»Danke sehr.« Ich trat zum Pult. Die Mädchen saßen vor mir auf ihren altertümlichen Bänken. Nichts von einem modernen Klassenzimmer. Hier stand noch der Mief der Jahrhunderte. Ich wurde fixiert und überlegte mir, wo ich anfangen sollte.

Der Direktor verließ auf Zehenspitzen das Klassenzimmer. Ich hörte kaum, daß er die Tür schloß.

Erst einmal machte ich es mir bequem. Die Mädchen bemerkten wohl meine kleine Verlegenheit.

Ich beschloß, auf die leichte Tour anzufangen. »Was hatten Sie denn in den letzten Stunden durchgenommen, meine Damen?«

Ein rothaariger Lockenkopf antwortete. Die Kleine kaute auf ihrem Kaugummi. »Wir waren bei Shakespeare.«

»Sie haben über die Dramen gesprochen?«

»Nein«, kicherte ein Girl aus der zweiten Reihe, »über sein Liebesleben.«

Alles lachte.

Nur ich blieb ernst, obwohl es mir schwerfiel. Ich setzte mich aufs Pult, kreuzte die Beine und umschloß mit den Händen mein Knie. »Über Shakespeares Liebesleben bin ich leider nicht informiert.«

»Sie können ja etwas über sich erzählen«, meinte die Rothaarige.

»Das wird Sie wohl nicht sehr interessieren, meine Damen. Sie werden bestimmt enttäuscht sein.«

»So alt sind Sie doch noch nicht«, meinte eine dritte.

Ich merkte, wie mir der Unterricht, der eigentlich noch gar nicht richtig begonnen hatte, aus den Fänden zu gleiten begann. Jetzt hieß es aufpassen.

»Kommen wir zu Shakespeare«, sagte ich. »Ich möchte gern von Ihnen wissen, meine Damen, wann er geboren wurde.«

Keine Antwort.

Schweigen.

Nicht ein Finger reckte sich in die Höhe.

Ich schaute die Schülerinnen an. Stumm – teilnahmslos saßen sie auf ihren Plätzen.

»Also, wann ist er geboren?«

Jetzt gab die Rothaarige eine Antwort. »Wir wissen es nicht, Mister.« Das letzte Wort betonte sie besonders spöttisch.

»Wir haben auch kein Interesse daran, es zu erfahren. Wir haben etwas ganz anderes vor. Nicht wahr, Helga?« Helga war das Mädchen mit den schwarzen Haaren. Sie nickte. Langsam stand sie auf.

Und auch die Rothaarige erhob sich von ihrem Platz. Sie drehte sich etwas und sagte zu den anderen gewandt: »Es ist soweit, Freundinnen. Wir gehen jetzt!«

Ich saß da wie der Ochse vorm Berg. Was hier geschah, begriff ich nicht.

Noch nicht…

Ich rutschte vom Pult. »Moment mal, meine Damen. Darf ich erfahren, wohin Sie wollen?«

Helga und die Rothaarige waren bereits auf dem Weg zur Tür. Die

anderen Mädchen hockten schweigend auf ihren Stühlen. Helga war es, die mir eine Antwort gab.

»Ich kann Ihnen sagen, wohin wir gehen, Mister. Zum Teufel gehen wir. Zum Teufel…«

***

Das Schwimmbad befand sich im Keller der Schule. Jane Collins hatte über ihren Einteiler einen Bademantel gestreift, als sie nach unten ging. Kaum hatte sie die Eisentür geöffnet, als ihr der typische Schwimmbadgeruch entgegenströmte. Eine Mischung aus Chlor, Seife und Desinfektionsmitteln. Vor sich sah Jane das große Becken. Unter der Decke klebten zwei starke Leuchtstoffröhren. Ihr Licht spiegelte sich auf der Wasseroberfläche. Die Kacheln des Beckens erstrahlten in einem hellen Blau. Das Wasser warf blitzende Reflexe, die sich an den hellen Wänden widerspiegelten.

Jane gegenüber – auf der anderen Seite des Beckens – befand sich ein Ein-Meter-Brett.

Noch hatte sie niemand entdeckt. Die Decke wurde von zwei starken Säulen gehalten, und eine davon verdeckte Jane. Sie zählte genau zehn Mädchen. Sie hatten sich vor der Längsseite des Beckens niedergehockt und hörten den Ausführungen ihres Lehrers gespannt zu.

Harry Hart machte eine gute Figur. Sein Körper war sonnengebräunt, und die Badehose saß sehr knapp.

Zu knapp, fand Jane. Wenigstens für einen Lehrer. Sie wußte, daß er die Unterprimanerinnen unterrichtete. Auch diese Schülerinnen waren gut entwickelt. Die meisten von ihnen hatten frauliche Körper. Das sah Jane trotz der Einteiler, die sie trugen.

Die Detektivin ließ den Bademantel zu Boden gleiten und umrundete das Becken.

Jetzt wurde sie nicht mehr von der Säule verdeckt, und Harry Hart sah sie auch sofort. »Ah«, rief er leutselig, »Miss Collins, der Gast von der Insel, gibt sich die Ehre!«

Jane fand, daß es der falsche Ton war, den Hart vor den Schülerinnen anschlug, sagte aber nichts.

Alle Augen wandten sich ihr zu.

Die Detektivin konnte sich mit ihrer Figur sehen lassen. Harry Hart konnte seine Blicke nicht von der neuen ›Lehrerin‹ lösen.

Zwei Schritte vor ihm blieb Jane Collins stehen. Sie knickte den rechten Arm ein und stützte die Hand in die Hüfte. »Genug geschaut, werter Kollege?« fragte sie spitz.

Hart gab keine Antwort, doch was er dachte, stand in seinen Augen zu lesen.

Er wandte sich an die Schülerinnen. »Darf ich Ihnen die neue

Lehrerin vorstellen? Das ist Miss Collins. Sie kommt aus England und wird mich bei meiner Arbeit ein wenig unterstützen.«

Die Mädchen sagten ihre Namen. Jane Collins gab allen die Hand. Dann setzte sie ihre Badekappe auf.

Harry Hart deutete auf das Wasser. »Wir waren gerade dabei, den Kopfsprung zu üben. Theoretisch – vorerst. Wie ist es, Miss Collins, haben Sie nicht Lust, uns diese Übung vorzumachen?«

»Okay.«

Harry Hart wandte sich an die Mädchen. »Und ihr schaut genau zu.«

Jane verschwand in der großen Kabine. Sie sah zehn metallene Duschen unter der Decke.

Eiskaltes Wasser rann auf ihre Haut. Die Detektivin duschte sich ab und lief dann zurück in die Schwimmhalle.

Die Schülerinnen waren aufgestanden und hielten sich in Reih und Glied am Beckenrand auf.

Jane Collins schritt an ihnen vorbei und lief leichtfüßig auf das Sprungbrett zu.

Zweiundzwanzig Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen. Jane Collins stieg auf das Brett.

Es federte.

Die Detektivin schritt vor bis zum Ende. Unter sich sah sie das Wasser glitzern. Wellen führten kleinere Tänze auf, und das sich widerspiegelnde Deckenlicht wurde hin und her bewegt.

Jane stellte sich auf die Zehenspitzen, streckte ihre Arme nach hinten und machte sich sprungbereit.

Sie holte noch einmal tief Luft und wollte sich abschnellen. Mitten in der Bewegung stoppte sie. Das Brett federte nach, und Jane hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten.

Sie starrte auf das Wasser und konnte kaum fassen, was sie dort mit eigenen Augen sah.

Auf der Wasseroberfläche schwamm eine riesige Teufelsfratze!

***

Drei, vier Sekunden vergingen.

Die Teufelsfratze lag noch immer auf dem Wasser. Durch die Wellen wurde sie hin und her bewegt. Dabei verzog sich das häßliche Gesicht immer wieder.

Jane ruderte mit den Armen, um sich auf dem Sprungbrett zu halten. Da griff Harry Hart ein.

»Spring!« schrie er. »Los, springen Sie!«

Der Sportlehrer war vorgelaufen, befand sich nur noch wenige Schritte vom Sprungbrett entfernt. In seinen Augen leuchtete es. Dieser Mann war besessen.

Jane schrie zurück. »Sie sind wohl verrückt! Ich springe nicht! Was

hat das überhaupt alles zu bedeuten?«

Harry Hart kam noch näher. »Das wirst du schon merken. Spring endlich!«

Jane Collins dachte nicht im Traum daran. Sie riskierte noch einen Blick auf die Schülerinnen.

Wie versteinert standen sie am Beckenrand und schauten auf die Teufelsfratze.

Nein, von ihnen hatte Jane keine Hilfe zu erwarten. Aber in was war sie da hineingeraten? Welch ein Satanskreis hatte sich um sie geschlossen?

Da riß Harry Hart der Geduldsfaden.

Er stürmte plötzlich vor, sprang auf das Brett, und bevor Jane Collins ausweichen konnte, erhielt sie einen Stoß gegen die Brust, der sie nach hinten schleuderte.

Die Detektivin verlor das Gleichgewicht.

Sie fiel mitten in die Fratze hinein!

***

Im ersten Moment glaubte ich, mich verhört zu haben. Doch die Mädchen wiederholten ihre Antwort nicht. Statt dessen schritten sie zielstrebig auf die Tür zu.

Hinter mir vernahm ich das leise Lachen der anderen Schülerinnen. Das war es wohl, was einen Reflex bei mir in Gang setzte. Ich lief den beiden nach.

Sie schlugen mir die Tür vor der Nase zu, doch ich riß sie wieder auf und sprang in den Gang.

Helga und ihre rothaarige Freundin hatten ein paar Meter Vorsprung gewonnen. Doch den holte ich schnell auf und bekam sie noch vor der Treppe zu fassen.

An der Schulter zog ich Helga herum.

»Was ist los?« herrschte ich sie an.

»Lassen Sie mich!« fauchte sie. »Er wartet schon.«

»Wer wartet?«

»Der Teufel!« kreischte die Rothaarige, und sie begann schrill zu lachen.

Also doch, ich hatte mich nicht verhört. Na, das konnte ja heiter werden.

»Und wo wartet er?«

»Verschwinde!« knurrte mich die Rothaarige an. »Hau ja ab, du Mistkerl!« Sie sprach mit einer Stimme, die nicht ihr zu gehören schien. Mir wurde plötzlich bewußt, daß das Mädchen unter einem fremden Willen stand.

Wie auch ihre Freundin Helga. Aber sie griff mich plötzlich an. Mit einer Nagelfeile.

Das Metall blitzte zwischen ihren schmalen Fingern auf, als sie den Arm von oben nach unten schlug.

Ich sprang zur Seite.

Der Schlag verfehlte mich. Die Faust des Mädchens prallte gegen die Gangwand, und die Spitze der Feile hinterließ eine häßliche graue Furche.

Zu einem zweiten Angriff ließ ich ihr erst gar nicht die Zeit. Ich packte ihren rechten Arm und hebelte ihn herum. Wie von selbst öffneten sich die Finger, so daß die Feile zu Boden klirrte. Ich trat sie weit weg.

Helga versuchte sich aus meinem Griff zu befreien, doch ich hielt eisern fest.

Jetzt griff ihre Freundin ein. Sie hob beide Arme. Ich sah die langen, rot lackierten Fingernägel. Damit konnte sie schon jemanden ernsthaft verletzen.

Ich war darauf nicht scharf, ließ Helga los, stieß sie jedoch gleichzeitig nach vorn, so daß sie gegen ihre Klassenkameradin prallte und beide zu Boden gingen.

Es sah lächerlich aus, aber es war eher zum Weinen. Noch hatte niemand aus den anderen Klassen etwas von unserer Auseinandersetzung mitbekommen. Ich wollte, daß es auch so blieb, und setzte erst gar nicht nach.

Die Mädchen rappelten sich auf.

Erst schauten sie mich an. Sie warteten darauf, daß ich etwas unternahm. Doch den Gefallen tat ich ihnen nicht. »Geht, verschwindet!« herrschte ich sie an. »Geht zu eurem Teufel und bestellt ihm einen schönen Gruß!«

Die Schwarze warf ihre langen Haare zurück. »Ja, wir werden den Satan von dir grüßen, damit er auch dich holt. Warte es nur ab.«

Helga packte den Arm ihrer Freundin. Sie zog sie mit sich fort. Gemeinsam rannten sie den Gang hinunter auf die Treppe zu, wobei die Schwarzhaarige immer wieder Blicke über die Schulter zurückwarf, um zu sehen, wie ich reagierte. Ich tat erst mal gar nichts.

Eine seltsame Schule war das schon. Anscheinend hatte der Teufel hier großen Einfluß, aber auf solche Sachen war ich spezialisiert.

In welch einem Zusammenhang die Schülerinnen und der Panther mit den drei Morden standen, wußte ich noch nicht. Doch ich schwor mir, es herauszufinden.

Erst einmal mußte ich wissen, wo die beiden Mädchen hinliefen. Dann konnte man weitersehen…

***

Jane Collins drehte sich in der Luft, denn sie wollte nicht mit dem Rücken auf die Wasserfläche klatschen, sondern seitlich einschießen.

Es gelang ihr.
Jane stach in das Wasser – und dabei genau in die Teufelsfratze.
Es war rot wie Blut. Die Farbe überdeckte das Blau der Kacheln.
Das Wasser schlug über der Detektivin zusammen.
Sie wunderte sich, daß sie keine Schmerzen verspürte, sie hatte sogar damit gerechnet, in kochende Lava zu tauchen. Doch alles war normal.
Dicht über dem Boden wendete die Detektivin. Sie tat dies mit einer geschmeidigen Bewegung. Jetzt gratulierte sich Jane dazu, daß sie vor dem Eintauchen noch einmal tief Luft geholt hatte. So konnte sie nun den Atem anhalten und zum Beckenrand schwimmen. Somit brauchte sie nicht inmitten der Fratze wieder aufzutauchen.
Über das Gesicht machte sie sich im Augenblick die wenigsten Sorgen. Sie wollte so rasch wie möglich aus dem Becken hinaus.
Jane schwamm unter Wasser weiter. Mit vier langen, gleichmäßigen Zügen hatte sie den Beckenrand erreicht. Sie sah den etwas dunkleren Randstein durch das blaue Wasser schimmern.
Jane tauchte auf. Ein Kraulzug, und ihre Hand klatschte gegen den Rand.
Da knallte etwas gegen ihre Stirn.
Jane schrie unbewußt auf und ließ sich nach hinten fallen. Ihr Kopf wurde in den Nacken gerissen. Wasserüberspülte das Gesicht, drang in Janes Mund.
Die Detektivin keuchte. Ihr Kopf schnellte wieder aus dem Wasser. Sie trat auf der Stelle und schaute sich um.
Harry Hart hatte ihr den Schlag versetzt. Lächelnd stand er am Rand und wies auf seinen Handballen, womit er sie geschlagen hatte.
Die Schülerinnen hatten sich um das Becken verteilt. Sie standen jeweils in einem Abstand von ungefähr zwei Metern nebeneinander. Ihre Gesichter waren starr. Die Augen blickten kalt und leer. Und Jane Collins wurde in diesen Augenblicken klar, daß die Mädchen und auch Harry Hart nicht gewillt waren, sie aus dem Becken zu lassen.
Sie machte die Probe aufs Exempel. Jane legte sich auf die rechte Seite und schwamm auf eine Lücke zwischen zwei Mädchen zu. Sobald die Schülerinnen sahen, was die Detektivin vorhatte, schlossen sie die Distanz, beugten ihre Oberkörper etwas vor und machten sich bereit, Jane Collins wieder zurückzustoßen.
Harry Hart, der Sportlehrer, schaute kaltlächelnd zu.
Doch Jane dachte nicht daran, aufzugeben. Sie probierte es. Bis dicht an den Beckenrand schwamm sie heran, dann gab sie sich selbst den nötigen Schwung und schnellte aus dem Wasser. Mit ihren Händen versuchte sie die Schülerinnen wegzustoßen, doch sie traf nicht. Die Mädchen waren zur Seite gewichen. Statt dessen spürte Jane ihre Fäuste an der Schulter, und sie klatschte wieder zurück in das Becken.

Harry Hart lachte. Sein Gelächter dröhnte in Janes Ohren. »So schaffen Sie das nie, verehrte Kollegin!« höhnte er. Jane schwamm an der Teufelsfratze vorbei und auf die Leiter zu. Sie rechnete damit, daß das Becken dort nicht so tief war, doch sie täuschte sich.

»Sie haben Pech oder Glück gehabt, liebe Miss Collins, daß Sie gerade heute zu uns gekommen sind. Denn dies ist der Tag, an dem er sich der Mädchen annehmen wird.«

Jane spie Wasser aus und rief dann zurück: »Wen meinen Sie mit er?«

»Schauen Sie auf das Gesicht. Den Teufel natürlich. Wer denn sonst, verehrte Kollegin?«

»Und was habe ich damit zu tun?«

»Das will ich Ihnen erklären!«

»Aber zuerst lassen Sie mich endlich hier raus, verdammt noch mal!«

Harry Hart schüttelte den Kopf. »Wo denken Sie hin, liebe Kollegin? Sie haben die Wahl: Entweder Sie machen bei uns mit – oder aber wir lassen Sie hier bis zur Erschöpfung schwimmen.« Er ging ein paar Schritte weiter nach rechts. »Allerdings gibt es noch eine dritte Möglichkeit, meine Liebe. Der Teufel persönlich wird sich Ihrer annehmen. Na, wie gefällt Ihnen das?«

Jane hatte die Badekappe bei ihren Tauchversuchen verloren. Ihre blonde Haarpracht lag wie ein Vlies auf dem Wasser und hing ihr auch ins Gesicht.

»Das gefällt mir überhaupt nicht«, erwiderte sie und schlug sich mit einer Kopfbewegung das nasse Haar aus dem Gesicht. »Ich werde mich einen Dreck um Ihre Vorschläge scheren.«

Harry Hart stützte beide Hände in die Hüften. Sein Gesicht wurde zur Grimasse. »Sie scheinen verdammt hartnäckig zu sein!« zischte er wutsprühend. »Für mich kommt dann nur die dritte Möglichkeit in Betracht. Daß Sie der Teufel holt!«

»Man weiß, wo ich bin!« rief Jane. »Und man wird mich hier herausholen!«

»Etwa Ihr komischer Kollege? Glauben Sie doch nicht daran. Dem geht es um keinen Deut besser als Ihnen. Auch er steht vor einer Klasse, die dem Teufel zugeteilt worden ist. Damit kommen Sie nicht durch. Was Sie sagen, ist reiner Bluff.«

Da versuchte es Jane Collins ein letztes Mal. Wild warf sie sich nach vorn und kraulte auf den Beckenrand zu. Selten in ihrem Leben war sie so rasch geschwommen.

In diesem Moment brüllte Harry Hart: »Hol sie dir, Satan!« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Wellenberge das Wasser durchkämmten und es hochgischteten. Jane wurde sofort unter die Oberfläche gedrückt. Als sie dann wieder auftauchte und den Kopf drehte, war die Teufelsfratze verschwunden.

Dafür schwamm ein gewaltiger Krake in dem Becken…

***

Die Mädchen liefen die breiten Treppenstufen hinunter. Ich blieb am Beginn der Treppe stehen und peilte in den Schacht. Die Schülerinnen gingen hintereinander.

Jetzt erst nahm ich die Verfolgung auf.

Leichtfüßig lief ich über die Stufen, stoppte jedoch, als ich eine Stimme hörte.

»Wo wollen Sie denn hin? Mitten in der Unterrichtsstunde?« Ich wurde blaß. Das Organ klang mir ganz und gar nach einer Lehrerin.

Klar vernahm ich die Stimme der Rothaarigen. »Entschuldigen Sie, Fräulein Dr. Blomersfeld, aber wir gehören zur Schwimmgruppe und sind auf dem Weg ins Bad.«

»Das ist natürlich etwas anderes. Bitte gehen Sie, ich will Sie nicht aufhalten.«

»Danke sehr.«

Wenig später traf ich auf das Fräulein Doktor. Es war die verschrobenste Jungfer in der ganzen Schule. Als sie mich – einen Mann – so plötzlich auftauchen sah, erschrak sie sichtlich. Man hatte sie wohl nicht vorgewarnt.

»Keine Angst«, lächelte ich, »ich tue Ihnen nichts.«

»Aber sind Sie nicht der Neue?«

»Ruhig, meine Gnädigste. Und nun entschuldigen Sie mich. Ich habe zu tun.«

An der perplexen Jungfer lief ich vorbei und ließ sie mit ihren Mutmaßungen allein.

Die Schwimmhalle befand sich im Keller. Neben den Heizungs- und Wirtschaftsräumen.

Schon auf den letzten Stufen nahm ich den Geruch von Chlorwasser wahr. Ich mochte ihn nicht.

Die Mädchen blieben vor einer breiten Tür stehen und zogen sie auf. Rasch huschten sie in die dahinterliegende Schwimmhalle.

Ich blieb ihnen auf den Fersen, lockerte sicherheitshalber meine mit Silberkugeln geladene Beretta im Holster und zog dann vorsichtig die linke Hälfte der Tür auf.

Mit einem Auge peilte ich in die Schwimmhalle.

Zahlreiche Mädchen standen am Beckenrand. Sie schauten auf die Wasserfläche. Ich hörte einen Mann irgend etwas rufen, verstand es jedoch nicht, erkannte aber an der Stimme den Sportlehrer Harry Hart.

Im nächsten Moment brodelte und schäumte das Wasser. Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich den gewaltigen Kraken sah, dessen Fangarme das Wasser des Beckens peitschten.

Dann hörte ich den Hilferuf.

Sofort riß ich die Tür weit auf, drang in die Schwimmhalle ein, warf

einen Blick auf das Becken und sah Jane Collins im Wasser, die ums Überleben kämpfte.

Jane hatte keine Chance. Einer der Fangarme schob sich aus dem Wasser und pendelte über Janes Kopf…

Die Detektivin kraulte, warf den Kopf herum, sah plötzlich den Arm über sich und fühlte die Todesangst, die in ihr hochstieg. Wasser drang in ihren Mund. Sie hustete und keuchte. Dann packte der Tentakel zu.

Jane spürte den schleimigen Fangarm auf ihrem Körper. Ihre Schwimmbewegungen wurden abrupt gestoppt. Eine ungeheure Kraft hob sie hoch, und im nächsten Moment schwebte die Detektivin über der Wasseroberfläche. Wie durch einen Schleier sah sie die Mädchen am Beckenrand stehen. Wasser rann in ihre Augen. Jane wollte schreien, doch der Tentakel schnürte ihr die Luft ab.

Sie war herumgedreht worden, so daß sie den unförmigen Körper des Kraken erkennen konnte. Sie sah die beiden großen Augen und die restlichen fünf schenkeldicken Arme der Bestie, die in unregelmäßigen Abständen auf das Wasser peitschten.

Der Krake spielte mit ihr. Plötzlich jagte der Fangarm nach unten. Rasend schnell sah Jane Collins die Wasseroberfläche auf sich zukommen, dann tauchte sie auch schon ein.

Sie hatte keine Luft mehr einatmen können, aber Jane schloß den Mund. Mit dem Rücken schrammte sie über den Boden. Sie hatte die Hände noch frei und versuchte, sich von dem Tentakel zu befreien.

Zunehmend machte sich der Luftmangel bemerkbar. Außerdem näherte sich ihr ein zweiter Fangarm, und Jane Collins gab keinen Pfifferling mehr für ihr Leben…

***

Es war schon zu spät. Wäre ich zwei Sekunden früher erschienen, dann hätte ich es geschafft. So aber packte der Tentakel zu, wand sich um Janes Körper und hob ihn hoch. Plötzlich schwebte die Detektivin in der Luft.

Ich riß meine Beretta hervor und zielte genau!

Da warf sich eines der Mädchen von der Seite her mit aller Kraft gegen mich.

Ich konnte mich nicht halten und fiel zu Boden.

Es war die schwarzhaarige Helga, die mich angegriffen hatte und die sich jetzt wie eine Furie auf mich stürzte.

Die anderen hatten mich wohl gesehen, nahmen aber keine Notiz von mir. Auch Harry Hart nicht. Sie alle starrten auf den riesigen Kraken, in dessen Fangarmen sich Jane Collins befand.

Ich mußte jetzt alle Rücksicht fahren lassen, wollte ich Jane vor einem schrecklichen Tod retten.

Mit dem Knie drückte ich das Mädchen zurück, dann packte ich es an der Hüfte und schleuderte es herum. Helga verlor das Gleichgewicht, taumelte zur Seite, geriet an den Rand des Beckens, der feucht und glitschig war, rutschte durch den Schwung aus und fiel ins Wasser. Blitzschnell war ich wieder auf den Beinen.

Von Jane sah ich nichts mehr.

Die Bestie hatte sie unter Wasser gedrückt.

Für mich gab es kein Zögern mehr.

Am Rand des Beckens stellte ich mich auf, dann feuerte ich. Kugel auf Kugel jagte ich aus dem Magazin und in den Körper der dämonischen Bestie.

Das geweihte Silber, die konzentrierte Kraft aus Licht, zerstörte den Dämon.

Wild peitschten die Fangarme das Wasser. Letzte Todeszuckungen durchliefen den Kraken, dann löste er sich buchstäblich vor meinen Augen auf. Erst schrumpelte er zusammen, wurde unansehnlich wie ein alter Apfel, dann verbrannte er schließlich in einer hellen Rauchfahne. Aber wo war Jane?

Meine Blicke glitten über die Wasseroberfläche. Die Schwarzhaarige hatte das Becken verlassen. Laut schreiend lief sie auf die anderen Mädchen zu, lamentierte, fuchtelte mit beiden Armen.

Mich kümmerten die anderen im Moment nicht. Ich wollte schon in das Wasser hechten, als ich Jane sah. Mit letzter Kraft schwebte sie der Oberfläche entgegen, gelangte an die Wasseroberfläche und schwamm auf die Leiter zu.

Ich lief hin, um ihr hochzuhelfen. Doch nun griffen die anderen ein.

Harry Hart feuerte sie an.

Der Sportlehrer, der smarte Sonnyboy, doch in Wirklichkeit ein Diener des Satans.

Ich schaffte es gerade noch, die völlig erschöpfte Jane hochzuhieven, dann mußte ich mich um die anderen kümmern. Jane Collins blieb am Beckenrand liegen. Sie keuchte, hustete und schnappte verzweifelt nach Luft.

Ich konnte ihr jetzt nicht helfen, denn die anderen waren bereits zu nahe. Sie gingen wie Marionetten, wie ferngelenkte Puppen, und in ihren Augen las ich, daß ich von ihnen keine Gnade erwarten durfte.

Harry Hart, der Initiator, hielt sich im Hintergrund. Er schickte seine Mädchen vor.

An der Spitze die Rothaarige aus meiner Klasse.

»Tötet ihn!« kreischte sie. »Ja, tötet ihn!« Sie streckte ihren Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger auf mich.

Die Mädchen nahmen die gesamte Distanz zwischen Beckenrand und Wand ein.

In der rechten Hand hielt ich noch immer meine Beretta. Drei Kugeln

steckten noch im Magazin.

Aber was sollte ich damit?

Ich konnte doch nicht schießen! Nicht auf diese jungen Mädchen, auf Menschen, die sich unter die geistige Knute eines Dämons hatten zwingen lassen.

Und sie kamen näher.

Ich wich etwas zurück.

Sie gingen weiter.

»Ja, holt ihn euch!« feuerte Harry Hart seine Geschöpfe an. »Er ist ein Feind des Teufels. Er hat hundertmal den Tod verdient!«

Ich warf einen raschen Blick auf Jane Collins. Es ging ihr immer noch mies, aber sie bemühte sich, auf die Füße zu gelangen. Ich streckte ihr meine Hand entgegen.

Jane ergriff sie und zog sich hoch.

Wie konnten wir uns wehren?

Fliehen? Eine Möglichkeit. Aber damit hatten wir die Mädchen nicht besiegt. Sie würden die anderen Schülerinnen, die normalen, ebenfalls in den Strudel mit hineinreißen.

Was also dann?

Noch drei Meter trennten uns.

Schweiß bedeckte meine Stirn. Bis Jane Collins plötzlich die rettende Idee hatte.

»Das Kreuz, John! Nimm dein Kreuz!«

Das war die Lösung! Ich selbst hatte im Moment nicht daran gedacht. Ich sprang so weit zurück, daß ich fast die Tür im Rücken spürte. Jane Collins zog inzwischen die eine Hälfte auf und stand schon halb im Treppenhaus.

Ich aber nahm das Kreuz mit den teilweise enträtselten Zeichen von meiner Brust und hielt es den Mädchen entgegen.

Zuerst geschah nichts.

Sie gingen weiter.

Einen Schritt – den zweiten…

Ich hatte schon Angst, daß das Kreuz diesmal versagte, doch dann geschah das, worauf ich hoffte.

Die Mädchen blieben stehen.

Abrupt, als wären sie gegen eine Wand geprallt.

Ich fühlte, wie sich das Metall in meiner Hand erwärmte, wie die Kräfte des Guten aktiviert wurden und ihre unsichtbaren Strahlen aussandten, und wie diese auf die irregeleiteten Menschen trafen.

Sie wirkten wie ein Schock.

Allerdings wie ein positiver.

Der starre Ausdruck in den Augen verschwand. Klar schimmerten wieder die Pupillen.

Ich lächelte in dem Bewußtsein, es geschafft und eine vorläufige

Gefahr gebannt zu haben.
Die Schülerinnen schauten sich gegenseitig an. Erste Worte wurden gesprochen.
»Was ist los? Wie kommen wir hierher?«
Ratlosigkeit, Unverständnis, wohin man schaute.
Jane Collins schloß die Tür. Allerdings von innen. Die Detektivin kehrte wieder zurück. Auch auf ihrem Gesicht las ich die Erleichterung.
Auch Helga und ihre rothaarige Freundin waren wieder zu normalen jungen Menschen geworden.
Wir hatten alle aus den Klauen des Teufels entrissen. Und das wußte auch Harry Hart.
Er schrie einen wilden Fluch.
»Verdammt sollst du sein, Sinclair!« brüllte er, daß es laut durch die Schwimmhalle dröhnte. »Ich werde noch mit dir abrechnen. Wir treffen uns wieder!«
Der Sportlehrer stand auf dem gegenüberliegenden Rand des Beckens. Er tobte und brüllte, aber dann warf er sich herum und wollte verschwinden.
So hatten wir nicht gewettet.
»Gib du auf die Mädchen acht!« rief ich Jane Collins zu und nahm die Verfolgung auf.
Ich wartete die Antwort der Detektivin nicht ab und rannte so schnell es ging um das Becken herum. Die Tür, die Hart aufgerissen hatte, führte in eine Sauna.
Ich gelangte in einen kleinen Umkleideraum und schaute in eine Schwitzkabine.
Übereinanderliegende Holzbänke dekorierten die Wand. Einen Ausgang entdeckte ich nicht.
Dafür in dem kleinen Vorraum, in dem ich mich befand. Es war nur eine schmale Tür und meiner Meinung nach Harts einzige Fluchtmöglichkeit. Ich riß die Tür auf und gelangte in einen schmalen Kellergang, der durch mehrere an der Decke hängende Glühbirnen spärlich erhellt wurde.
Unter der Decke liefen armdicke Rohre entlang. Spinnweben glitzerten zwischen Stein und Metall.
Ich schaute den Gang entlang. Wohin war der Kerl verschwunden? Hatte er sich versteckt, lauerte er auf mich, um mir eine Falle zu stellen und hinterrücks zuschlagen zu können?
Ich hielt meine Beretta weiterhin fest umklammert. Hier unten war es grabesstill. Stimmen aus dem Schwimmbad waren nicht zu hören. Nur das Tropfen von Wasser drang an meine Ohren.
Die Hälfte des Gangs hatte ich hinter mich gebracht, als ich das Schlagen einer Tür hörte.

Ich blieb stehen.

Das Geräusch war von vorn erklungen. Dort irgendwo mußte mein ›Freund‹ lauern.

Langsam ging ich weiter, setzte Fuß vor Fuß, tauchte, da eine Glühbirne an der Decke defekt war, in eine Schatteninsel ein, durchquerte sie und schlich weiter.

Das silberne Kreuz baumelte jetzt vor meiner Brust.

Seit ich wußte, was die eingravierten Zeichen zu bedeuten hatten, war mir wohler. Das Kreuz war uralt, und sein Weg, den man eigentlich nur als Legende bezeichnen konnte, führte weit zurück. Angeblich sollte das Kreuz von den Erzengeln abstammen, und wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, so glaubte ich dies auch. Denn als ich einmal die Namen der vier Engel rief, erstrahlte das Kreuz in einem blendenden Licht und tötete einen der gefährlichsten Vampire.

Es gab nur eine Tür, die zugefallen sein konnte. Und genau vor der blieb ich stehen. Sie befand sich auf der linken Seite des Ganges, war aus Metall und wies außen einige Beulen auf. Als ich die Tür aufzog, spürte ich den Luftzug, der über mein Gesicht streifte.

Irgendwo mußte es eine weitere Öffnung geben, so daß dieser Zug entstehen konnte.

Ich betrat einen finsteren Kellerraum, drückte die Tür hinter mir lautlos ins Schloß und verhielt mich erst einmal still, um nach verdächtigen Geräuschen zu lauschen.

Vorerst blieb alles ruhig.

Langsam gewöhnten sich meine Augen an das Dämmerlicht, und ich sah Umrisse und Konturen.

Ich war wohl in einem Heizungskeller gelandet, denn links von mir befanden sich hohe Kessel, von denen dicke Rohre in die Wände liefen. Armaturen zeigten Druck und Ölstand an. Ihr Glas schimmerte wie leere Augen.

Geradeaus sah ich Werkzeug. Es hing an der Wand. Ich konnte einen Bohrer, eine Säge, einige Hammer und mehrere Zangen erkennen.

Und links pfiff die Luft durch einen Schacht. Er begann dicht unter der Decke und führte schräg nach draußen.

Ich hielt den Atem an. Die Armaturen summten leise. Die Nadeln auf den Instrumenten zitterten. Es wäre alles in Ordnung gewesen, wenn hier nicht irgendwo mein Gegner gelauert hätte.

Aber wo hielt er sich versteckt?

Als einzige Möglichkeit kam nur ein Platz hinter den Tanks in Frage.

Ein reiner Nervenkrieg begann. Wer verriet zuerst seine Position? Der Sportlehrer oder ich?

Ich hatte Zeit, war auf solche Geduldsspiele eingerichtet, aber der andere hatte es sicherlich sehr eilig.

Nach zwei Minuten tat sich etwas.

Zuerst vernahm ich nur ein kaum hörbares Knirschen. Schlich da einer davon?

Ich hielt den Atem an und lauschte.

Jetzt fiel ein schmaler Schatten auf die hellere Wand, wo das Werkzeug hing.

Ich wußte sofort, was mein Widersacher vorhatte. Er wollte sich einen Hammer oder eine Säge schnappen, um mich damit zu attackieren.

Das mußte ich verhindern.

Der Schatten streckte sich, er wurde länger, und aus dem dunklen, noch unförmigen Gebilde schälten sich ein Arm und eine Hand, deren Finger gespreizt und gleichzeitig gekrümmt waren.

Um zugreifen zu können!

Ich startete wie ein Sprinter, schnellte aus meiner geduckten Stellung hoch, jagte quer durch den Kellerraum und seitlich auf den Sportlehrer zu.

Harry Hart wurde überrascht. Er reagierte erst, als es bereits zu spät war.

Die Finger, die schon einen Hammerstiel gepackt hielten, rutschten ab. Mit voller Wucht prallte ich gegen ihn. Beide fielen wir und rollten über den Boden. Ich hatte dabei das Pech, daß ich ihn zu tief an der Hüfte gepackt hielt, so daß Hart mir seine Fäuste auf den ungedeckten Rücken schlagen konnte.

Der Kerl hatte Kraft, aber mein Rücken hatte schon härtere Schläge schadlos überstanden. Ich schleuderte Harry Hart herum und ließ ihn sofort los.

Es dröhnte wie bei einem angeschlagenen Gong, als er gegen den Heizkessel fiel.

Er schüttelte den Kopf und hob beide Fäuste. Diese Geste bewies mir, daß er noch lange nicht genug hatte. Harry Hart wollte weiterkämpfen.

Und er griff an.

Wild und ungezügelt, von einem dämonischen Trieb besessen. Leider verstand er etwas vom Boxen, so daß ich wahrlich auf der Hut sein mußte, um keinen harten Schlag zu kassieren.

Links, rechts – rechts, links, so flogen die Fäuste heran.

Die meisten Schläge konnte ich abblocken. Ich nahm ihnen mit der vorgeschobenen Schulter die größte Wucht oder ließ die Schläge an meinen hochgerissenen Armen abrutschen. Quer durch den Keller tobte der Kampf.

Und langsam verlor Harry Hart seine Kondition. Er prustete und schnaubte. Hin und wieder sah ich zwischen den Fäusten sein schweißnasses Gesicht auftauchen, das vor Anstrengung verzerrt war.

Leider kämpfte er nicht fair, sondern versuchte auch Tiefschläge

anzusetzen, denen ich aber durch geschickte Beinarbeit auswich.

Und dann kam er doch durch.

Ein aus der Hüfte geführter Schlag überwand meine Deckung. Durch rasches Zurücknehmen meines Kopfes erreichte ich, daß mich die Faust nur am Kinn streifte.

Ich gab mich allerdings angeschlagener, als ich war, und fiel zurück bis gegen die Wand.

Hart stieß einen Triumphschrei aus.

Noch während er schrie, flog seine Faust heran.

Ich zog genau im richtigen Moment den Kopf ein.

Der Luftzug der über mich hinwegzischenden Faust erfaßte noch meine Haarspitzen, dann aber krachte die Hand gegen die Wand.

Harry Hart heulte auf wie eine alte Sirene. Er taumelte zurück und hielt seine Faust.

Ich folgte ihm.

»Gib auf«, riet ich dem Sportlehrer, »du hast keine Chance mehr. Ich bin besser.«

Er schüttelte den Kopf. War stur wie ein Bulle, der ein rotes Tuch gesehen hatte.

Dann tat er etwas für mich Unverständliches. Er warf sich auf dem Absatz herum, sprintete in Richtung Tür, machte plötzlich kehrt und hetzte auf den Luftschacht zu.

Ich hatte ihn verfolgt, fiel auf den Trick rein, konnte nicht so rasch stoppen und prallte gegen den Tank.

Wieder dröhnte es durch den Keller.

Als ich mich umdrehte, sah ich Hart am Schacht stehen. Er hatte die Arme erhoben, seine Hände verschwanden in der Öffnung, und ich nahm an, daß er damit die Sprossen einer Steigleiter umklammerte.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

Als ich bei ihm war, wollte er soeben das linke Bein anziehen. Meine Hand schnappte zu, und fünf Finger umklammerten seinen Knöchel.

Hart fluchte.

»Mach endlich Schluß!« forderte ich ihn auf.

Er dachte nicht daran, sondern trat mit dem anderen Bein nach mir. Fast hätte mich die Schuhspitze an der Stirn getroffen. Jetzt war ich es leid. Mit einem gewaltigen Ruck zog ich den Kerl zu mir herunter.

Hart schrie auf und prallte neben mir zu Boden.

»Das hätten Sie sich ersparen können«, sagte ich.

Er fauchte mich an wie ein Raubtier. Noch immer war die Kraft des Satans in ihm nicht gebrochen.

Dann aber zeigte ich ihm das Kreuz.

Plötzlich zuckte er wie unter einem Stromstoß zusammen. »Sieh her«, sagte ich. »Sieh es dir genau an. Damit werde ich dir den Satan aus dem Leib treiben.«

Harry Hart keuchte. Er rutschte zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Abwehrend streckte er einen Arm vor und schloß dazu noch die Augen, um das Kreuz nicht ansehen zu müssen.

Es nützte ihm nichts.

Ich riß seine Hand zur Seite und näherte das Kreuz seinem Gesicht. Die magischen Strahlen wurden stärker, sie erreichten sein Inneres und kämpften gegen den bösen Einfluß an. Der Körper des Mannes bäumte sich auf. Wie eine Sehne bog er sich durch. Und plötzlich fiel er zusammen. Auf dem Rücken blieb er liegen, die Augen halb geschlossen.

Das Kreuz hatte ihn besiegt. Harry Hart war wieder ein normaler Mensch.

Ein Mensch, mit dem man reden konnte.

In seinen Augen sah ich das gleiche Nichtverstehen wie zuvor bei den Mädchen.

Aber er erkannte mich. »Sinclair«, ächzte er. »Was – was, zum Henker, tun Sie hier?«

»Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen vielleicht später erzählen werde. Vorher jedoch habe ich einige Fragen an Sie, Herr Hart.«

Er schluckte und holte tief Luft. Mit der rechten Hand strich er sich über das schweißnasse Gesicht. Dabei schaute er auf seine Knöchel, die zwar dick angeschwollen, zum Glück aber nicht gebrochen waren.

»Okay, Sinclair, was wollen Sie wissen?«

Ich stellte meine Fragen, und die Antworten, die er mir gab, überraschten mich mehr und mehr…

***

Das Gasthaus trug den schönen Namen »Zur schönen Aussicht«. Es lag mitten im Dorf, und die Aussicht endete am Dach des gegenüberliegenden Gebäudes.

Schaute man allerdings aus den Zimmern, die nach hinten lagen, so glitt der Blick über weite Felder, grüne Wiesen und dichte Wälder, bis hin zum Horizont, wo Enthusiasten immer das Meer schimmern sehen.

Doch meistens erst nach dem zehnten Korn.

Und Korn wurde viel getrunken. Es gab ihn sogar farbig. Rot, grün und blau.

Einen normalen Korn bot der Wirt zur Begrüßung an. Kommissar Mallmann und Suko – sie hatten hier ihre Zimmer gemietet – nahmen dankbar an. Mallmann kippte den Schnaps in die Kehle, während Suko doch mehr nippte und dabei das Gesicht etwas verzog.

Er war kein Freund von harten Getränken.

Die Zimmer erreichte man von einem kleinen Flur aus. Man brauchte nicht erst durch die Gaststätte zu gehen. Mallmanns und Sukos Räume

lagen oben in der ersten Etage. Wegen der guten Aussicht. Doch die kümmerte den Kommissar nicht. Ihm kam es darauf an, daß die Zimmer sauber waren.

Und das konnte er schon nach einer ersten Inspektion bestätigen. Es gab zwar nur eine Etagendusche und nur ein Etagenklo, aber Waschbecken und Spiegel im Zimmer blitzten.

Auch Suko war zufrieden.

Die beiden wollten ein wenig ausruhen und dann hinunter in die Gaststätte gehen, um etwas Anständiges zu essen. Der Wirt war berühmt für seine Hausmannskost. So etwas ließ sich der gute Kommissar Mallmann nie entgehen.

Und auch Suko freute sich darauf, eine typisch deutsche Mahlzeit zu probieren. Was es gab, wußte er noch nicht. Er ließ sich überraschen.

Während sich der Chinese ein wenig aufs Ohr legte – mit mir wollten sie erst am frühen Nachmittag, wenn der Unterricht beendet war, zusammentreffen –, packte Will Mallmann seine Reiseschreibmaschine aus, stellte sie auf den Tisch und spannte einen Bogen nebst Durchschlag ein. Er war Beamter und mußte auch auf Dienstreisen seine Berichte schreiben.

Will Mallmann stützte sein Kinn auf beide Hände und furchte die Stirn. Er überlegte, wie er am besten anfangen sollte, und schüttelte dann den Kopf. Diese dienstlichen Berichte waren ein Greuel.

Mallmann trat ans Fenster und schaute nach draußen. Überall lagen noch Schneereste auf dem braunen Wintergras. Von der See her pfiff ein steifer Wind. Er spielte mit den langen blonden Haaren eines Mädchens, das eine schmale Straße entlang radelte. Vorbei an Feldern und Wiesen.

Das Mädchen hielt auf das Dorf zu. Es überholte sogar noch einen Trecker. Ein einsamer Lastwagen rumpelte ebenfalls in Richtung Dorf.

Mallmann ließ seine Blicke höher wandern.

Der Himmel nahm eine graue Farbe an. Wolkenberge türmten sich am Firmament. Sie sahen schwer aus und würden wohl Schnee oder Schneeregen bringen.

Verstreut lagen die einzelnen Gehöfte. Manche Dächer waren mit Riedgras gedeckt. Andere wiederum waren mit Dachpfannen versehen, die hellrot schimmerten.

Es war ein schönes Land, dieses Schleswig-Holstein. Im Westen und Osten von Nord- und Ostsee umspült. Ein Land, in dem sich vieles um die Seefahrt drehte.

Alte Geschichten erzählten von versunkenen Städten, von Geistern und Meerungeheuern, von Feen und Trollen. Und es gab noch die Sage um die untergegangene Stadt Veneta, deren Bewohner in Saus und Braus gelebt und kein Herz für die Armen gehabt hatten. Bis es dem Herrgott zuviel wurde und er das Meer schickte, das die Stadt mit

ihren Einwohnern verschlang.

Will Mallmann spürte die aufkeimende Müdigkeit. Die lange Fahrt hatte ihn geschlaucht.

Er schlug die Bettdecke zurück und legte sich aufs Ohr. Der Kommissar wollte nur ein paar Minuten die Augen schließen, doch ehe er sich versah, war er eingeschlafen.

Wie Suko.

Kurz nach zwölf Uhr wurde Mallmann wach. Hastig setzte er sich auf und schaute zum Fenster.

Grau in grau lag das Land dahinter. Die Wolkendecke war noch dichter geworden. Sie hing ein paar hundert Meter hoch über dem Erdboden. Jeden Moment konnte es anfangen zu regnen.

Der Wind rüttelte an den Fensterläden, und obwohl es warm im Zimmer war, zog Will fröstelnd die Schultern hoch. Er wusch sich und verließ den Raum.

Mallmann klopfte an Sukos Tür. Der Chinese öffnete sofort. Er grinste von Ohr zu Ohr.

»Eigentlich wollte ich dich schlafen lassen«, sagte er zur Begrüßung und gab die Tür frei.

Mallmann winkte ab. »Laß uns nach unten gehen. Ich habe einen Bärenhunger.«

»Frag mich mal.«

Suko schloß die Tür ab, während der Kommissar schon vorging. Ein blitzsauberer, rot gemusterter Teppich lag auf den Stufen der hellen Holztreppe. Das Geländer war noch echte Drechslerarbeit. Auf der Fensterbank am ersten Treppenabsatz standen bunte Topfblumen. Sie blühten auch den Winter über.

Der Wirt wartete bereits.

Er hieß Hansen, war ein jovialer Bursche mit roten Wangen und einem beachtlichen Bauch, um den er eine lange weiße Schürze gebunden hatte. Die Ärmel des gemusterten Hemds waren hochgekrempelt, sein Gesicht strahlte.

»Ah, da sind die Herrschaften ja«, sagte er mit strahlendem Lächeln, »ich habe bereits gedeckt.«

»Fein.« Mallmann freute sich.

Hansen führte Will und Suko zu einem Tisch am Fenster, von wo aus sie die Straße beobachten konnten.

Es saßen noch einige Gäste im Lokal, und auch an der Theke standen drei Männer. Sie musterten Suko von Kopf bis Fuß. Der Chinese machte sich nichts daraus, er war so etwas gewohnt.

Will schaute aus dem Fenster. Die Gaststätte befand sich ziemlich in der Mitte des Dorfes. Gegenüber lag das Bürgermeisteramt, eine Apotheke, ein Supermarkt, ein Metzger, Konfektionsgeschäfte und eine Reihe von Parkbuchten, die alle besetzt waren. Frauen gingen

einkaufen. Kinder spielten auf den sauberen Bürgersteigen. Es war eine gepflegte Stadt. Wenigsten nach außen hin.

Und in dieses Muster an Sauberkeit war nun ein dreifacher Mörder eingebrochen.

Der Kommissar fragte sich, was wohl hinter den Stirnen der Menschen vor sich ging, was sie dachten, ob sie sich vielleicht gegenseitig verdächtigten, die Morde begangen zu haben. Mallmann bestellte ein Bier.

Suko wollte Mineralwasser nehmen, doch auf Anraten des Wirts bestellte auch er sich den Gerstensaft.

»Zu unserem Essen schmeckt Bier wirklich besser«, sagte Hansen.

Eine dralle Bedienung mit blonden, dicken Zöpfen brachte das Essen.

Es gab Grünkohl und Mettwurst, dazu noch Speck und Kasseler. Ein wahrer Leckerbissen für die meisten Deutschen. Und die Bratkartoffeln waren auch nicht zu verachten.

Suko hatte so etwas noch nie gegessen. »Was ist das denn?« fragte er und zeigte auf die dampfenden Schüsseln.

Will Mallmann rieb sich die Hände und erklärte es. »Schmeckt das denn?«

»Besser als eure chinesische Frühlingsrolle«, erwiderte der Kommissar.

»Na, dann wollen wir mal.«

Mallmann und Suko legten sich die feinen Sachen auf den Teller. Der Kommissar nahm erst einen großen Schluck Bier. Dann begann er zu essen. Es beobachtete Suko dabei ganz genau und sah, wie sich das Gesicht des Chinesen immer mehr verklärte.

»Das ist ein Essen«, schwärmte er. Suko schmeckte es so gut, daß er Nachschlag bestellte.

Das freute natürlich den Wirt. Sogar seine Frau kam aus der Küche. Sie stellte sich als die Köchin des Grünkohls vor. Mallmann schlug auf seinen Bauch und ließ sich erschöpft auf dem Holzstuhl zurücksinken. »Sagenhaft«, stöhnte er, »aber jetzt bin ich so satt, daß nichts mehr hineinpaßt. Beim besten Willen nicht.«

Suko aß noch immer. Er hatte sich auch schon ein großes Glas Bier nachbestellt. »Ein Mann muß essen«, sagte er. »Wer weiß, wann wir wieder etwas kriegen.«

Die Wirtin lachte. »Da haben Sie recht. Essen Sie nur, so lange es Ihnen schmeckt.«

Sie verstand Sukos holpriges Deutsch.

Als die Wirtin in die Küche verschwand und die Tür hinter sich zudrückte, betrat ein Mann das Lokal, dessen Mittagspause soeben begonnen hatte.

Der Mann war Karl, der Lebensmittelfahrer. Er ging sofort zur Theke und erhielt einen Korn und ein Bier. »He, Karl«, sagte der Wirt. »Auch

wieder hier?«

Karl nickte und kippte den Korn.

»Noch einen«, verlangte er.

Hansen bekam große Augen. »Was ist denn los mit dir, Karl? Du nimmst den zweiten doch immer erst nach dem Essen. Ist was passiert?«

Karl nickte. »Das kann man wohl sagen.«

»Erzähle.« Der Wirt stellte den Korn hin und beugte sich neugierig nach vorn.

Auch die anderen Gäste an der Theke warteten gespannt darauf, was Karl zu berichten hatte. Er fühlte sich als Mittelpunkt, ließ sich auch nicht lange bitten und fing an.

»Ich glaube, ich weiß, wer der Mörder ist!«

Seine Worte schlugen ein wie eine Bombe.

In der Gaststätte wurde es ruhig.

Will Mallmann horchte ebenfalls auf, und Suko ließ sein Besteck sinken.

Der Wirt lachte gekünstelt. »Du machst doch einen schlechten Witz, mein Lieber?«

»Nein.« Stur schüttelte Karl den Kopf. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen.«

»Und was war das?«

Karl nahm erst einmal einen langen Schluck von dem Bier und wischte sich den Schaum von den Lippen. Ein paar Reste blieben noch in seinem Oberlippenbart kleben, doch das störte ihn nicht. Er blies seine Wangen auf und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber das sage ich der Polizei. Nur der.«

Die Gäste waren enttäuscht. Erste Rufe wurden laut. »Karl, mach keinen Mist, Mensch!« Oder: »Karl, sei doch kein Frosch. Stellst dich an wie eine Jungfrau!« Ein anderer meinte: »Ist doch egal, Karl.«

Karl blieb stur. Er stellte sich aufrecht hin, rollte mit den Augen und ließ seine Schnurrbartenden zittern. »Kameraden, ich spreche nur mit der Polizei.« Dabei hob er gewichtig den rechten Finger, um seinen Worten die nötige Unterstreichung zu geben.

Der Lebensmittelfahrer trank den zweiten Korn und sein Bier und sagte laut und deutlich: »Zahlen!«

Hansen kassierte.

Stolz wie ein König drehte sich Karl um und wollte das Lokal verlassen. Kommissar Mallmann hatte die gesamte Zeit über mit Interesse seinen Ausführungen zugehört. Er mochte diesen Burschen. Karl gehörte zu den Typen, wie sie die Gegend hier schuf. Und bevor er zur Dorfpolizei lief, wollte Mallmann ihn sich vornehmen.

»Einen Moment bitte, der Herr!« rief der Kommissar und erhob sich von seinem Platz.

Karl blieb stehen. Sein rundes Gesicht zeigte Überraschung. Er wirkte in diesem Moment wie ein großer Teddybär und deutete dabei auf seine Brust. »Meinen Sie mich, mein Herr?«

Mallmann lächelte. »Ja. Ich möchte, daß Sie sich für ein paar Minuten zu uns setzen.«

Karl schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich muß weg.«

Will ging auf Karl zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Die Polizei sind wir.« Er wollte nicht, daß die anderen das Gespräch mitbekamen, sie waren sowieso schon neugierig genug.

Karl zögerte noch, doch Mallmanns zwingender Blick beseitigte seine Zweifel.

Er setzte sich zu Will und Suko an den Tisch.

Der Kommissar stellte seinen Kollegen und sich vor. »Und wie heißen Sie?« erkundigte er sich.

Karl knetete seine leicht gerötete Nase. »Ich heiße einfach nur Karl. Sagen Sie Karl zu mir, so nennen mich hier alle.«

»Okay, also Karl.«

Will Mallmann holte seinen Ausweis hervor und zeigte ihn Karl, um dessen Zweifel auszuräumen.

»Möchten Sie ein Bier?« fragte Will.

Karl schmunzelte. »Ein Körnchen auch.«

Er erhielt beides. Nachdem er seine Filterlose angezündet und einen Schluck getrunken hatte, fragte er: »Was wollen Sie von mir wissen?«

Mallmann sah den Burschen ernst an. »Mein Kollege und ich sind hier, um diesen dreifachen Mord aufzuklären. Wie wir vorhin hörten, haben Sie etwas entdeckt. Was war das genau?«

Karl zog die Nase hoch und nahm noch einen Schluck. Dann berichtete er ausführlich von seinem Besuch bei den alten Frauen.

»Und als ich dann in die Küche kam, sah ich das Messer mit der blutigen Klinge. Damit haben die Weiber sicherlich die armen Geschöpfe umgebracht.«

»Aber die Frauen sitzen im Rollstuhl«, gab der Kommissar zu bedenken.

»Trau schau wem«, erwiderte Karl philosophisch. »Dieses Haus ist mir sowieso nicht geheuer.«

»Nicht?« Will runzelte die hohe Denkerstirn.

»Ja. Man erzählt sich schlimme Geschichten über das Gemäuer. Der Platz, auf dem das Haus steht, ist verflucht. Vor einigen hundert Jahren, kurz nachdem der Dreißigjährige Krieg zu Ende war, haben dort, wo das Haus steht, die letzten Hexenverbrennungen stattgefunden. Die haben da drei Scheiterhaufen aufgestellt. Sie können das noch in der Kirchenchronik nachlesen. Kurz bevor die Hexen starben, haben sie noch einige Flüche ausgestoßen und gesagt, daß dieser Platz ein Areal des Teufels wäre und daß der Satan sich so

etwas nicht ohne weiteres gefallen lassen würde. Irgendwann würde er sich rächen.«

Suko mischte sich ein. Er kam wieder auf die Frauen zu sprechen. »Was sind das denn für Typen?«

Karl nahm einen Schluck. Er trank das Bier wie ein Profi. »Das sind uralte Weiber. Manche sagen, die seien erst achtzig, andere wiederum schätzen sie auf mindestens hundert Jahre. Aber was Genaues weiß niemand. Soweit ich mich jedoch erinnern kann, haben sie schon immer in dem verfallenen Haus gewohnt.«

»Haben Sie noch andere Hinweise auf die Morde entdeckt?« wollte Mallmann wissen.

»Nein – aber reicht das nicht?«

»Da haben Sie recht, Karl.«

»Können Sie uns zu diesem Haus bringen?« fragte Suko.

»Nein!« Die Antwort kam spontan, und Karl bestellte sich auf den Schreck, den diese Frage bei ihm ausgelöst hatte, noch einen Korn. »Da fahre ich vorerst nicht wieder hin.«

Will Mallmann lächelte. Er konnte Karl verstehen. »Würden Sie uns denn den Weg erklären?«

»Das kann ich machen.«

Karl erklärte in seiner etwas langatmigen Art den beiden Männern, wie sie das Haus erreichen konnten. Dann fragte er: »Wollen Sie denn jetzt dorthin?«

»Vielleicht später.«

»Dann kann ich gehen?«

»Ja, Karl.« Will Mallmann legte seine Hand auf Karls angewinkelten Arm. »Und zu keinem ein Wort über unser Gespräch. Auch nicht zur örtlichen Polizei.«

Karl legte seine Hand auf die Brust. »Ehrenwort!«

Mallmann lächelte. »Okay, schon gut.«

Karl stand auf und schritt davon. Sein Gang war schon leicht onduliert. Die Körnchen klebten ihm in den Knochen. Aber er brauchte heute nicht mehr zu fahren. Er konnte sich an diesem Nachmittag im Lager aufs Ohr legen.

Anders Will Mallmann und Suko. Für die beiden fing die Arbeit erst richtig an. Dieses Haus, von dem Karl gesprochen hatte, schien wirklich sehr interessant zu sein…

***

Ich ließ Harry Hart nicht aus dem Keller, denn hier unten waren wir beide ungestört.

Das Kreuz hatte ich weggesteckt, ebenso die Beretta. Ich glaubte nicht mehr daran, daß der Sportlehrer Schwierigkeiten machen würde. Er war völlig geknickt.

Die Reue quälte ihn. »Was habe ich nur gemacht?« fragte er leise. »Was habe ich nur angestellt?«

Ich lächelte ihm aufmunternd zu. »Es ist zum Glück nichts Schlimmes geschehen, Herr Hart.«

»Und die drei Morde?«

»Nehmen Sie denn an, daß sie in einem unmittelbaren Zusammenhang mit Ihnen stehen?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Das ist ja das Schlimme. Mein Gedächtnis ist falsch programmiert worden. Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Vielleicht war ich sogar der Täter.«

Darauf gab ich keine Antwort. Mich interessierten die Hintergründe. Ich wollte wissen, wie Harry Hart in diese Sache hineingerasselt war. Und danach fragte ich ihn. »Alles begann vor etwa einem Monat. Ich habe die Angewohnheit, nachts noch etwas spazierenzugehen. Das tat ich auch Anfang Januar. Der Schnee lag hier noch hoch, doch das machte mir nichts aus. Ich streifte auf meinen Langlaufskiern durch die Wälder der näheren Umgebung und gelangte auch an ein Haus. Es liegt im Wald, und die Leute im Dorf erzählen, daß es dort spukt. Aber ich war neugierig, klopfte an, und man ließ mich hinein. Drei Frauen bewohnen das Haus. Sie sitzen alle drei im Rollstuhl. Ich war überrascht, aber die Frauen baten mich, hereinzukommen. Sie bewirteten mich, und als ich nach einem schmackhaften Essen den schweren Wein trank, geschah es. Ich hatte plötzlich einen Filmriß. Als ich das Haus wieder verließ, fehlten mir drei Stunden. Ich kam erst nach Mitternacht wieder hier an, legte mich ins Bett, schlief sofort ein und hatte schreckliche Alpträume.«

Er sprach nicht mehr weiter, sondern senkte den Kopf. »Welche Träume waren das?« hakte ich nach.

»Der Teufel erschien mir. Ich sah immer diesen widerlichen Ziegenbock. Ich sollte den drei Frauen gehorchen, verlangte er. Und ich tat es. Abends spürte ich den Drang, das Haus zu besuchen. Es war wie eine schlimme Sucht. Ich konnte mich einfach nicht dagegen wehren. Ja, ich ging hin. Immer wieder. Und da hörte ich, daß die drei Weiber junge Mädchen suchten, die sie dem Teufel zuführen wollten. Aber auch, um selbst überleben zu können, denn wie ich hörte, sind die Frauen schon einige hundert Jahre alt. Das kann stimmen, muß aber nicht. Wenn Sie die Frauen jedoch sehen würden, kämen Ihnen auch Zweifel. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Wo liegt das Haus?« fragte ich.

Harry Hart schaute mich entsetzt an. »Wollen Sie – wollen Sie dahin gehen?«

»Ja.«

»Aber das ist Wahnsinn. Das ist Selbstmord. Sie würden das gleiche mit Ihnen machen wie mit mir. Lassen Sie das, Sinclair. Bleiben Sie

hier und unterrichten Sie. Überlassen Sie alles andere der Polizei. Ich werde meine Aussagen wiederholen, und dann sollen die sich um die Frauen kümmern.«

»Hat man sie denn im Laufe der Ermittlungen noch nicht verhört?« fragte ich.

»Nein.« Er lachte. »Wer traut drei alten Frauen in Rollstühlen schon so etwas zu?«

»Da haben Sie auch wieder recht.« Doch mir lag noch eine andere Frage auf dem Herzen. »Ich habe einen Panther hier in der Nähe gesehen«, sagte ich. »Können Sie mir dafür eine Erklärung geben?«

»Nein.«

»Okay«, sagte ich. »Irgendwann wird sich das Rätsel aufklären.« Ich wollte dem Sportlehrer nicht meine Theorien darlegen und auch nicht mein Inkognito lüften.

»Morgen gehe ich zur Polizei«, sagte er fest, »und berichte alles, was ich erlebt habe.«

Das war mir egal. Meinetwegen konnte er mit den Polizisten reden. Bis dahin hoffte ich, mehr Licht in das Dunkel des Falls gebracht zu haben.

Harry Hart wandte sich noch einmal an mich. »Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr Sinclair, lassen Sie um Himmels willen Ihren Vorsatz fallen, und besuchen Sie dieses Haus auf keinen Fall. Ich müßte Ihnen Warnung genug sein.«

»Schon gut«, erwiderte ich ausweichend.

»Und nun?« fragte er. »Was soll ich jetzt tun?«

»Gar nichts. Sie tun so, als wäre nichts gewesen.«

»Aber das ist doch nicht drin.«

»Und warum nicht? Hat irgend jemand etwas bemerkt? Außer mir und meiner Kollegin?«

»Nein.«

»Na also. Sie gehen hin und geben weiterhin Unterricht. Schließlich kann man auf eine gute Fachkraft wie Sie nicht einfach verzichten.«

Er lachte. »Da sagen Sie was.« Harry Hart hatte bisher auf dem Boden gesessen, jetzt stand er auf.

Wir verließen den Keller und gingen gemeinsam zurück in die unterirdische Schwimmhalle.

Jane Collins schaute uns erstaunt an, Sie unterwies die Mädchen in Schwimmdisziplinen. Ich bewunderte Jane. Sie hatte es tatsächlich geschafft und sich nichts weiter anmerken lassen. Sie hatte auch den Schülerinnen gegenüber so getan, als wäre nichts geschehen. Wie es aussah, hatten die Mädchen es ihr abgenommen.

»Moment noch, John«, sagte Jane und wandte sich an die Mädchen. »Kinder, wir machen jetzt Schluß. Duscht euch und zieht euch um. Wir sehen uns später.«

Schlanke Körper kletterten aus dem Wasser. Dann rannten die Mädchen wie aufgescheuchte Hühner zu den Duschen. Jede wollte die erste sein.

Harry Hart wirkte sehr verlegen. Mit gesenktem Kopf stand er vor Jane, und ich zwinkerte ihr ein Auge zu.

»Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, Fräulein – äh – Miss Collins, aber ich möchte mich…«

Janes burschikose Art überwand die Peinlichkeit der Situation. Sie reichte dem Sportlehrer die Hand. »Vergessen wir die Sache, Herr Hart. Okay?«

Harry Hart nickte hastig, und dann flog ein strahlendes Lächeln über sein Gesicht, als er bei Jane einschlug. Wenig später verabschiedete er sich.

Jane und ich blieben noch in der Halle. Ich berichtete von dem, was mir Hart erzählt hatte.

Schweigend hörte Jane zu. Dann meinte sie: »Dieser Fall scheint doch größere Dimensionen anzunehmen, als wir ahnen konnten. Was hast du vor? Das Haus besuchen?«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Ich trennte mich von Jane Collins und suchte eine Telefonzelle auf. Es gab mehrere davon. Eine war nur noch frei. Drei Groschen rutschten in den Schlitz, und dann wählte ich die Nummer des Gasthauses, in dem Kommissar Mallmann und Suko abgestiegen waren.

Der Wirt meldete sich.

Ich sagte ihm, wer ich war und wen ich sprechen wollte. »Oh, das tut mir leid, Herr Sinclair. Herr Mallmann und sein chinesischer Begleiter sind weggefahren. Vor etwa einer Viertelstunde.«

»Wissen Sie wohin?«

»Nein.«

Ich bedankte mich und legte auf. Als ich die Zelle verließ, kam der Hausmeister auf mich zu.

»Vorhin kam ein Anruf für Sie, Herr Sinclair.«

Ich blieb stehen. »Wissen Sie den Namen?«

»Ja, ein gewisser Herr Mallmann.«

»Und? Hat er Ihnen gesagt, was er wollte?«

»Nein, das nicht.«

»Vielen Dank.« Ich lächelte. Dann ging ich hoch auf mein Zimmer, um einige Vorbereitungen zu treffen.

***

»Es ist weg!« kreischte Elisa. »Es ist weg! Die Verbindung ist unterbrochen!« Sie hämmerte wütend mit ihrem Fäusten auf die Lehnen des Rollstuhls.

Die beiden anderen Weiber sagten nichts. Sie starrten weiterhin auf den schwarzen Stein, der inmitten des Wohnraums lag, eine quadratische Form aufwies und bis vor wenigen Minuten noch eine helle Oberfläche gezeigt hatte, auf der sich einige verschwommene Bilder widerspiegelten. Jetzt lag er kalt und leblos vor ihren Füßen.

»Er hat es tatsächlich geschafft«, flüsterte Stina. »Dieser Teufel hat es geschafft.« Sie wandte sich an Martha. »Wie heißt der Kerl noch?«

»Sinclair. John Sinclair!«

»Er muß etwas Besonderes sein, ich habe es gleich gespürt«, murmelte Elisa. »Er kennt sich aus und weiß, wie man mit den Mächten der Finsternis umgehen muß. Aber wir werden ihn schaffen. Da bin ich ganz sicher. Und bestimmt sucht er uns auf. Es muß ihm einfach auffallen. Es muß!« Ihre Augen begannen plötzlich zu leuchten. Gelb und kalt – wie bei einem Raubtier.

»Und dann?« fragte Martha.

Elisa schaute ihre Schwester an. »Da fragst du noch? Bist du denn so dumm? Wenn er hier auftaucht, werden wir ihn töten. Wir drei stürzen uns auf ihn.« Sie lachte. »Wer glaubt denn schon, daß wir ahnungslosen Frauen je etwas Böses im Schilde führen könnten? Doch niemand – oder?«

Martha und Stina nickten. Auf ihren Gesichtern lag dabei ein wölfisches Lächeln.

»Irgendwann« murmelte Elisa, »irgendwann wird dieser Stein wieder anfangen zu leben und uns andere Bilder zeigen. Bilder, die wir sehen wollen. Verstanden?«

»Ja.«

»Gut, dann laßt uns jetzt die Vorbereitungen treffen.« In diesem Augenblick klopfte es an der Tür.

Die Weiber schauten sich an. »Ob er schon da ist?« flüsterte Stina.

»Wir werden sehen«, erwiderte Elisa und setzte ihren Rollstuhl in Bewegung…

***

»Hier muß es irgendwo sein«, flüsterte Kommissar Mallmann und blieb stehen.

Auch Suko hielt an.

Die beiden Männer hatten Mallmanns silbergrauen Manta an der Straße abgestellt und waren zu Fuß weitergegangen.

Der Boden war glitschig und aufgetaut. Nasser Schnee klebte wie Leim an ihren Schuhen. Sie waren durch die Wiesen gestampft und über Zäune gestiegen, bis sie den Waldrand erreichten.

Jetzt wurde es schwierig.

Will Mallmann wollte sich nach rechts wenden, doch der Chinese war dagegen. Er deutete in die andere Richtung. »Was ist?« fragte

Will.

»Da gibt es einen Weg. Den hat bestimmt auch dieser Lebensmittelfahrer genommen.«

»Ich sehe nichts.«

Suko lachte. »Mein Vater war Adler, daher die stärkeren Augen, mein Freund.«

Will Mallmann verließ sich auf Suko. Er schritt hinter ihm her. Der Chinese ging querbeet. Er teilte die kahlen Büsche mit seinen Händen, und schon bald hatten sie den von ihm entdeckten Weg erreicht.

Mallmann blieb stehen.

Vom Westen her wehte ein kalter Wind. Die Wolken hatten sich zu einer dicken, grauen Decke geschlossen. Jeden Augenblick konnte es anfangen zu regnen.

Will Mallmann hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als die ersten Tropfen in sein Gesicht klatschten.

Der Kommissar stellte den Kragen seines Mantels hoch. Der Schneeregen kam von der Seite.

»Scheißwetter!« fluchte Will.

Suko war da gelassener. »Was willst du machen? Wir haben schließlich Winter.«

»Stimmt auch wieder«, gab Will zu.

Der Weg führte tiefer in den Wald hinein. Im Schlamm waren noch die Reifenabdrücke zu sehen, die Karls Wagen hinterlassen hatten.

Der Regen nahm zu. Und auch der Wind wurde stärker. Er rüttelte an den Bäumen.

Der Wind blies aus wechselnden Richtungen.

Es war dunkler geworden, schon fast wie in der Nacht. Der Kommissar fluchte. Sein Gesicht war klatschnaß.

Schnee und Regen rannen ihm in die Augen. Beides bildete einen grauweißen Vorhang, durch den beide Männer stapften. Will Mallmann hatte versucht, in der Schule anzurufen, doch dort hatte man mich und Jane nicht gefunden. Der gute Will nahm an, daß wir verschwunden waren oder die Schule verlassen hatten, denn auch der Hausmeister hatte keine Ahnung, wo wir uns befanden.

»Da ist das Haus!« rief Suko.

In der Tat tauchten die Konturen des Hauses aus dem Schneeregenvorhang auf. Der Weg wurde breiter und mündete in einen kleinen Platz. Das Haus war aus Holz gebaut. Es sah ziemlich baufällig aus. Schneeregenschleier klatschten gegen die morschen Wände. Der Wind rüttelte an den Fensterläden und heulte in Ecken und Winkel.

»Wie das Hexenhaus im Märchen«, sagte Will Mallmann und wischte sich mit dem Handrücken das Wasser aus dem Gesicht.

»Und die Hexen sind auch da«, meinte Suko.

Will lachte.
Sie gingen weiter. Der Weg endete. Schneenasses Gras umwickelte ihre unteren Hosenbeine.
Dann standen sie vor der Tür. Nach einer Klingel hielten die Männer vergebens Ausschau. Erst aus der Nähe fiel ihnen auf, wie morsch das Holz war. Moos wuchs in zahlreichen Spalten und Einkerbungen. Rechts von ihnen klapperte ein Fensterladen mit monotonem Geräusch gegen die Wand.
Suko drückte den Kommissar ein wenig zur Seite. »Ich werde klopfen«, sagte er und hämmerte mit der Faust gegen die Tür.
Dreimal dröhnte er gegen das Holz.
Dann warteten sie ab. Das Wasser rann Will Mallmann in den Kragen. Suko erging es nicht besser.
Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Will Mallmann trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er die alte Frau anblickte.
Sie sah tatsächlich aus wie die Hexe aus dem Märchen. Milchiger Lichtschein beleuchtete die gekrümmte Gestalt mit dem schmalen, geierartigen Kopf, der faltigen Haut, den stechenden Augen und den strähnigen grauen Haaren.
»Ja bitte?« krächzte die Alte.
»Dürfen wir reinkommen?« erkundigte sich Mallmann. Er holte seinen Ausweis hervor und hielt ihn der Frau dicht vor die Augen. »Polizei«, sagte er, »wir haben einige Fragen an Sie.«
Die Alte kicherte. »Polizei? Wie schön, aber treten Sie doch näher.«
Sie drehte den Kopf zur Seite und rief über die knochige Schulter hinweg: »Martha, Stina, wir haben hohen Besuch im Haus. Die Polizei ist hier. Kommt her zu mir.«
Aus einem Nebenzimmer rollten zwei weitere Stühle. Die Frauen, die darin saßen, glichen der ersten aufs Haar. Elisa machte Platz, um Suko und Mallmann hereinzulassen. »Bitte sehr.«
»Danke.«
Der Kommissar ging vor. Wie suchend schaute er sich um. Zuerst fiel ihm der muffige Geruch auf, aber den verströmten wohl alle alten Häuser, in denen kaum saubergemacht wurde. »Wollen wir nicht ins Zimmer gehen?« fragte Elisa.
Sie und ihre beiden Schwestern hatten sich im Halbkreis vor Suko und Will aufgebaut, die Köpfe etwas in den Nacken gelegt und die Hände um die Lehnen gekrallt.
»Ja, natürlich. Komm, Suko.«
Elisa stellte sich und ihre Schwestern vor. »Aber uns werden Sie wohl kaum auseinanderhalten können«, meinte sie. »Das haben schon viele versucht und sind gescheitert.«
»Ich habe auch nur wenige Fragen«, sagte Kommissar Mallmann.
Die Frauen bildeten eine Gasse und ließen Will und Suko hindurch.

Die Tür zum eigentlichen Wohnraum stand offen. »Gehen Sie bitte dort hinein«, forderte Elisa die Männer auf und grinste ihren Schwestern dabei zu, was Will und Suko allerdings nicht bemerkten. Sie hätten sich sicherlich ihre Gedanken dazu gemacht.

So aber waren sie ahnungslos.

Drei Schritte vor der Tür passierte es.

Urplötzlich gab der Boden unter den beiden nach. Mallmann schrie auf und war verschwunden.

Suko besaß bessere Reflexe. Noch im Fall schnellten seine Arme vor. Sie fanden auf dem Rand der Luke Halt.

Elisa stieß einen Fluch aus.

»Schmeiß ihn runter, Martha!« giftete sie.

Martha zog den Dolch unter ihrem Kleid hervor. Sie rollte an den Rand der Luke, bückte sich ein wenig und stieß wutentbrannt zu.

Suko ließ im letzten Moment los.

Das Messer sauste in das Holz und riß einen langen Span heraus. Die Weiber aber lachten. Sie holten einen Teppich und deckten ihn über die Öffnung.

Elisa rieb sich die Hände. »Das waren die ersten beiden. Die anderen werden folgen. Ich freue mich schon auf Sinclairs Gesicht, wenn er unten im Schlamm liegt und mit den Ratten spielt…«

***

Leider hatte ich keinen Wagen. Bis zu meinem Ziel mußte ich einige Kilometer laufen, und weil draußen der Sturm Schneeregenschauer vor sich hertrieb, hatte ich keine große Lust, auf Schusters Rappen zu wandern.

Wo bekam man einen Wagen her? Ich besprach mit Jane Collins das Problem, und sie hatte die rettende Idee. »Frag doch Harry Hart.«

Ich schnippte mit den Fingern. »Wenn ich dich nicht hätte, Darling…«

Jane winkte ab. »Ja, ja, ich weiß.«

»Du sagst es.« Ich stand auf. »Wo hat Hart sein Zimmer?«

»Irgendwo hier auf dem Gang.«

»Danke.« Ich verließ meine Bude, in der ich mit Jane Collins gesessen hatte.

Zufällig lief mir eine Schülerin über den Weg. Sie grüßte freundlich, und ich fragte sie nach Harry Harts Zimmer. »Dort, die dritte Tür«, sagte sie und deutete nach hinten. Ich bedankte mich und wartete, bis die Schülerin um die Gangbiegung verschwunden war.

Als ich klopfte, hörte ich ein schwaches »Herein!« Harry Hart saß am Tisch, hatte eine Flasche Weinbrand vor sich stehen und ein halb gefülltes Wasserglas. Der Flüssigkeitspegel in der Flasche war bereits um die Hälfte gesunken. Wenn Hart so weitertrank, dann sah ich

schwarz. Ich nahm ihm die Flasche weg. Mit glasigem Blick folgte er meinen Bewegungen.

Auf einem Holzstuhl nahm ich Platz. »Sie sollten nicht soviel trinken«, ermahnte ich ihn.

Harry Hart machte eine müde Handbewegung. »Ist doch alles egal«, knurrte er.

»Nein.«

Er grinste schief. »Weshalb sind Sie eigentlich gekommen?« fragte er mit unsicherer Stimme.

»Ich wollte mir Ihren Wagen ausleihen.«

Er setzte sich aufrecht, zog die Augenbrauen zusammen und legte dabei die Stirn in Falten. »Tatsächlich?«

»Ja.«

»Wo – wofür denn?«

»Draußen regnet und schneit es.«

»Ist ja auch egal.« Mit zitterndem Finger deutete er auf seine über dem Bett liegende Jacke. »Stellen – stellen – Sie sich nicht so an, und nehmen Sie den Schlüssel aus der Tasche. Der Wagen steht hinterm Haus auf dem Parkplatz.« Er gähnte laut und ausgiebig. Seine Augen wurden kleiner, die Lider schwer, dann sank sein Kopf nach vom auf die Tischplatte, und Hart schlief ein.

Ich holte die Schlüssel.

Wenig später hatte ich das Zimmer verlassen. Anschließend zog ich meinen ramponierten Burberry über, prüfte, ob alle Waffen vorhanden waren, und nickte zufrieden.

Mit raschen Schritten verließ ich das Haus.

Von Jane Collins hatte ich mich bewußt nicht verabschiedet. Sie brauchte gar nicht erst zu sehen, wann ich abfuhr.

Der Schlüssel gehörte zu einem Ford Granada. Es stand nur der eine Wagen dieser Marke auf dem Parkplatz. Der Schneeregen klatschte voll gegen die Frontscheibe.

Ich schloß auf und stieg ein.

Es war ungewohnt, auf der linken Seite zu sitzen, aber ich fuhr ja nicht in eine Großstadt.

Plötzlich sah ich eine Gestalt durch den Regenschleier huschen. Ihr Ziel war der Granada.

Ich erkannte Jane Collins.

Also doch. Nur mühsam unterdrückte ich einen Fluch, ergab mich in Resignation und öffnete die Beifahrertür.

Jane ließ sich auf den Sitz fallen und schüttelte die Tropfen von ihrem Mantel ab wie ein nasser Hund.

»Wußte ich's doch«, sagte ich.

»Denkst du, ich lasse dich allein fahren?«

Ich bugsierte den Zündschlüssel ins Schloß. Der Wagen war kalt und

kam erst beim zweiten Startversuch. Die Wischer quietschten, als sie über die Frontscheibe fuhren und den Schneeregen wegputzten.

Ich stellte das Gebläse auf die höchste Stufe und fuhr an. Es war nicht einfach, mit einem fremden Fahrzeug umzugehen, doch nachdem ich einige Male auf dem Parkplatz hin und her gefahren war, hatte ich mich an den Granada gewöhnt.

Jane stellte den Kragen ihres hellen Trenchs hoch und bat um eine Zigarette.

Ich gab ihr meine Schachtel.

»Möchtest du auch eine?« fragte sie.

»Nein.«

»Sauer?« Jane blies den Rauch gegen die Scheibe, wo er zu wolkenartigen Gebilden durcheinanderquoll.

»In gewisser Hinsicht schon«, erwiderte ich und lenkte den Wagen auf den breiten Kiesweg, der den Park durchschnitt und auf eine Bundesstraße zuführte. »Du weißt selbst, daß du vor etwas über einer Stunde nur haarscharf dem Tode entronnen bist. Und kaum hast du wieder Luft geschnappt, willst du dich in ein neues Abenteuer stürzen.«

»Die Masche zieht nicht, lieber John. Schließlich warst du es, der mich mitgenommen hat.«

Da mußte ich passen. Jane Collins hatte recht. »Ja, aber nur für den Lehrerinnen-Job.«

»Soll ich so werden wie die Jungfern da?«

Ich grinste eindeutig, Jane knuffte mich in die Seite. »Scheusal!« zischte sie.

Wir erreichten die Straße. Unzählige Tropfen tupften auf das graue Asphaltband. Ich orientierte mich nach dem Wegweiser und bog nach links ab. Die breiten Reifen wühlten durch Spurrillen. Ich mußte vorsichtig fahren, wenn ich nicht wie auf einer Seifenbahn wegrutschen wollte.

Jane drückte ihre Zigarette aus. »Ich werde dir den Rücken decken«, gab sie zu verstehen.

»Mit anderen Worten, du bleibst im Wagen.«

»Mal sehen.«

Ich ließ das Thema lieber fallen. Wenn wir am Ziel waren, würden wir weitersehen.

Der Schneeregen wurde dichter. Schwere Flocken klatschten gegen die Scheiben und die Karosserie. Sie schmolzen sofort weg.

Jane Collins schaute angestrengt nach vorn. »Wie weit haben wir es noch?« wollte sie wissen.

»Wir müßten die Abzweigung bald erreichen. Aber wunder dich nicht. Wie mir Harry Hart erzählte, ist es nur ein schmaler Feldweg, der zudem noch in einen Wald führt.«

»Wie im Märchen, wie?«
»So ungefähr.«
Wir waren die einzigen auf der Straße. Die Scheinwerfer des Granadas waren verschmutzt. Das Licht reichte kaum zwanzig Meter weit. Die schweren Flocken führten einen bizarren Tanz vor unserer Scheibe auf. Obwohl ich nur langsam fuhr, merkte ich den Wind doch, der an unserem Wagen rüttelte.
Fest hielt ich das Lenkrad und erschrak, als Jane Collins rief: »Da steht Wills Manta!«
Ich bremste stotterweise, da ich nicht über die Straße schlittern wollte. Dann zog ich den Wagen auf die linke Seite und hielt dicht vor der Schnauze des Mantas an.
»Von Will und Suko ist nichts zu sehen«, meinte Jane.
Ich öffnete die Tür. »Bleib bitte im Wagen!« rief ich der Detektivin zu. »Es reicht, wenn einer naß wird.«
Jane nickte.
Sturm und Regen packten mich mit voller Wucht. Wieder schlug ich den Mantelkragen hoch und stemmte mich gegen die Naturgewalten. Ich legte meine Hand auf die Kühlerhaube des Mantas. Sie war noch warm. Lange konnten Will und Suko noch nicht weg sein.
Vielleicht holten wir sie ein. Ich entdeckte den schmalen Weg, der von der Straße abzweigte. Reifenspuren zeigten an, daß auch Autos dort fahren konnten.
Ich stieg wieder in den Wagen.
»Und?« fragte Jane.
»Wir fahren zum Haus hoch«, bestimmte ich. »Suko und Will sind zu Fuß hochgegangen. Vielleicht haben wir Glück und holen sie ein.«
Jane war einverstanden, und ich fuhr an.
Auf der Straße war die Fahrt trotz des Wetters noch ein Vergnügen gewesen, aber der schmale Weg bereitete dem Granada doch einige Probleme. Wie eine graue Wand stand der Wald vor uns. Es sah aus, als würde der Weg in einen Tunnel führen.
Die Reifen wühlten den Schlamm auf. Mit dem Heck schlingerte der Wagen hin und her. Hoffentlich schafften wir es heil durch den Wald. Ich hatte keine Lust, einen Blechschaden zu bezahlen.
Die ersten Zweige kratzten über den Lack. Konzentriert hockte ich hinter dem Lenkrad und hielt den Granada eisern in der Spur.
Ich spürte die innere Spannung, die sich in mir ausbreitete. Sie trat meistens dann ein, wenn wir kurz vor dem Ziel standen.
Aber drei alte Frauen? Konnten sie uns überhaupt gefährlich werden? Normalerweise nicht, aber wenn diese Weiber tatsächlich mit dem Teufel im Bunde standen und Hexen waren, dann sah die Sache schon ganz anders aus.
Ich nahm die Kurven manchmal wie ein Rallyefahrer, der Punkte

sammeln wollte.

Und dann sah ich das Ende des Wegs. Er führte zu einer Lichtung, an deren Ende das Haus stand.

Ich löschte die Scheinwerfer.

»Weißt du, was mir komisch vorkommt?« sagte Jane.

»Daß Suko und Will nirgends zu sehen sind«, erwiderte ich. »Genau. Ob sie in eine Falle gelaufen sind?«

Ich räusperte mich. »Mal den Teufel nicht an die Wand.« Ich fuhr den Wagen an den Rand der Lichtung und stoppte. Etwa eine halbe Minute lang beobachteten wir das Haus. Viel konnten wir nicht sehen, denn der Vorhang aus Schneeregen nahm uns die Sicht. Von unseren beiden Freunden war nicht eine Schuhspitze zu entdecken.

Nicht einmal Licht sahen wir hinter den Fenstern des Hauses schimmern.

»Vielleicht sind die drei Weiber gar nicht zu Hause«, vermutete Jane Collins.

»Wo sollen die denn bei diesem Wetter hin?«

»Ich meine ja nur.«

Die mit Silberkugeln geladene Beretta nahm ich aus dem Schulterholster und reichte der Detektivin die Waffe. »Hier, nimm du sie als Schutz, wenn ich nicht da bin.«

»Aber dann hast du ja nichts.« Sie schaute auf die Waffe.

»Doch, ich habe noch die Dämonenpeitsche.«

»Die hatte ich ganz vergessen.« Jane Collins nahm die Beretta an sich.

»Außerdem bin ich noch mit dem Kreuz und meinem silbernen Dolch versorgt«, beruhigte ich Jane.

Sie schlang ihre Arme um mich. »Sieh dich vor, John. Ich habe auf einmal schreckliche Angst. Suko und Will Mallmann sind plötzlich verschwunden. Wir wissen nicht, was mit ihnen geschehen ist.«

Ich spürte Jane Collins kalte Hand an meiner Wange und streichelte ihr Haar.

»Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, fährst du in die Stadt und alarmierst die Polizei. Okay?«

»Nein«, flüsterte Jane. »Ich schaue dann selbst nach.«

Sie hatte so bewußt gesprochen, daß es mir unmöglich war, zu widersprechen.

Ich stieg aus. Die Dämonenpeitsche, von der ich vorhin gesprochen hatte, hing an meinem Gürtel. Es war ein einfaches, unterarmlanges Rohr, sah harmlos aus, doch wenn es eingesetzt wurde, entwickelte es sich zu einer gefährlichen Waffe.

Natürlich nur gegen die Mächte der Finsternis, versteht sich.

Wieder wurde ich naß. Der schwarze Burberry glänzte wie das Fell einer Katze. In Strähnen klebte mir das blonde Haar am Kopf. Das

Wasser rann über mein Gesicht, und der Boden war glitschig wie Schmierseife.

Ich unternahm erst gar nicht den Versuch, nach einem Hintereingang zu suchen, sondern wollte das Haus offiziell durch den Haupteingang betreten.

Etwa zwanzig Meter hatte ich bis dorthin zurückzulegen. Das schmutzige Grün des Bodens zeigte hier und da einen weißen Schleier. Meist dicht am Waldrand, wo der nasse Schnee liegenblieb.

Ich stand vor der Tür.

Eine Klingel sah ich nicht. Mein Magen hing mir schwer im Leib. Ich stand unter Hochspannung. Plötzlich wußte ich, daß ich das Rätsel in den nächsten Minuten lösen würde.

Ich warf noch einen Blick zurück. Die Umrisse des Granadas verschwammen hinter den Schneeregenschleiern.

Während ich tief Luft holte, hob ich die Faust. Dann klopfte ich gegen das Holz.

Sofort erhielt ich Antwort.

»Komm ruhig rein, John Sinclair. Die Tür ist offen. Drück fest dagegen!«

Die Stimme klang krächzend und gehörte einer Frau. Mit der Schulter stemmte ich mich gegen die Tür. Sie schwang auf und wurde vom Wind weiter geöffnet. Zwei Schritte brachten mich über die Schwelle.

»Schließ die Tür!«

Ich folgte der Aufforderung.

Zuerst sah ich nichts, aber dann hatten sich meine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt.

Auf einer Kommode dicht neben der geschwungenen Treppe brannten mehrere Kerzen. Und ihr Schein streifte über die drei Frauen, die in ihren Rollstühlen vor mir saßen.

Aber was waren das für Weiber?

Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen. Und doch gab es makabre Unterschiede.

Die Frau rechts von mir hielt eine Pistole in der knochigen Hand.

Die in der Mitte eine Axt mit spiegelblanker Schneide. Und die Alte links hatte ein langes Messer, dessen Klinge rötlich braun schimmerte.

Alle Waffen zeigten auf mich.

Die Alte in der Mitte sprach die Begrüßungsworte.

»Willkommen im Todeshaus, John Sinclair!«

***

»Paß doch auf, wo du hinfällst«, knurrte Will Mallmann. »Bald hättest du mich erdrückt!«

»Entschuldige!« Suko rollte sich über die Schulter ab und fluchte,

weil er in einer Schlammpfütze gelandet war. »Ist dir was passiert?« fragte Will.

»Nein. Nur haben wir beide uns wie die letzten Trottel benommen. Himmel, das passiert mir nicht noch mal.«

»Falls wir noch mal die Gelegenheit dazu haben.« Suko setzte sich auf.

»Großer Pessimist, wie?«

»Nein, nur Realist.«

Der Kommissar wühlte in seinen Manteltaschen herum, fand nicht das, was er suchte, und forschte in den anderen Taschen weiter.

Doch da riß Suko bereits ein Zündholz an. Er schirmte die Flamme erst mit der gekrümmten Hand ab und leuchtete das Gefängnis dann aus.

Viel sehen konnten sie nicht. Sie waren in einer Sickergrube oder einem alten Schacht gelandet. Der Boden war schlammig, und sie steckten bis zu den Knöcheln im Dreck.

Aber sie hörten etwas, als die Flamme verlosch.

Ein unangenehmes Fiepen.

Ratten!

»Mist«, sagte Mallmann, obwohl er lieber ein anderes, treffenderes Wort gebraucht hätte, »jetzt haben wir diese Tierchen auch noch auf dem Hals.«

Suko schwächte ab. »Die haben bestimmt mehr Angst als du, mein lieber Freund.«

»Wer sagt denn, daß ich Angst habe?«

Suko gab keine Antwort, sondern riß ein zweites Streichholz an. Obwohl der Lichtkreis nicht sehr weit reichte, sah er doch die kleinen grauen Tiere davonhuschen.

Die Biester waren verdammt nah.

Und sie schienen hungrig zu sein, daß sie sich so nahe an die Menschen herantrauten.

Suko verlor seinen Galgenhumor nicht. »Auch für die Ratten war es ein langer Winter. Du mußt sie verstehen, Will…«

Der Kommissar fluchte, als eine Ratte an seinem Bein vorbei streifte. Blindlings trat er mehrere Male zu. Dann spürte er etwas Weiches unter seiner Fußsohle, trat noch einmal zu, und die Ratte war tot.

Jetzt hatten die anderen ihre Beute. Mallmann und Suko gingen zur Seite als sich die Ratten über ihren Artgenossen stürzten. Die waren ungeheuer gefräßig. Jede wollte die erste sein. Die Tiere purzelten übereinander.

Suko und Will hatten etwas anderes zu tun, als den Ratten bei ihrem makabren Mahl zuzuschauen.

»Nach oben können wir nicht«, flüsterte Will, »vielleicht gibt es einen zweiten Ausgang.«

Sie bewegten sich weiter nach rechts. Suko riß unentwegt Zündhölzer an.

Bis die beiden gegen eine Wand stießen und die Bestätigung hatten. Vor ihnen auf dem Boden lag ein Skelett.

Die Knochen waren blank und schimmerten weißgrün, »Das wär's dann wohl«, meinte Suko. »Wie hätte unser alter Freund John Sinclair sicherlich jetzt so treffend festgestellt? Wir sitzen in einer wahren Rattenfalle, mein Freund…«

***

Die Alte in der Mitte kicherte böse. »Darf ich dich mit meinen Schwestern bekannt machen?«

Ich blieb gelassen, da ich den ersten Schock überwunden hatte. »Ja, gern.«

»Links von mir, die mit der Pistole, das ist Stina. Sie kann trotz ihres Alters sehr gut schießen.« Die Alte zeigte mit der Axt nach rechts. »Und das, mein lieber Sinclair, ist Martha. Sie verläßt sich immer auf ihr Messer.« Wieder das widerliche Lachen. »Und mich, junger Freund, kannst du Elisa nennen.«

»Und wo sind meine Freunde?« fragte ich.

»Meinst du den Chinesen und den Kommissar?«

»Ja.«

Ihr Gesicht verzerrte sich, als sie mir die Antwort entgegenschleuderte. »Sie sind bei den Ratten, und dort werden sie auch bleiben. Bis an ihr Lebensende. Darauf kannst du dich verlassen.«

Ich schluckte. Diese Kaltblütigkeit und Brutalität der alten Weiber schockte mich bis ins Mark. Und ich stellte mir die Frage, ob ich es hier überhaupt mit Menschen oder bereits mit dämonischen Geschöpfen zu tun hatte. Zudem schienen sie mir in ihrem Siegestaumel sehr geschwätzig zu sein. Das wollte ich ausnutzen. Ich wollte jetzt die ganze Wahrheit erfahren.

»Gut«, sagte ich leichthin, »ihr habt also meine Freunde gefangen und mich ebenfalls. Aber warum? Und warum habt ihr die Morde begangen? Drei Menschen sind gestorben. Aus welchem Grund habt ihr sie getötet?«

Wieder antwortete mir Elisa. Mit der freien Hand wischte sie sich die Spinnweben aus dem Gesicht. »Die drei waren zu neugierig. Sie haben unser Geheimnis herausgefunden, Das ist alles. Aus dem Grund haben wir sie getötet.«

»Welches Geheimnis?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht, aber ich möchte es gern von euch hören.«

»Also schön. Auf wie alt schätzt du uns?«

»Achtzig Jahre?«

Elisa lachte. »Falsch, Sinclair, völlig falsch. Wir sind weit über hundert und wären schon längst tot, wenn es da nicht einen alten Fluch gegeben hätte. Dieses Haus hier hat seine Geschichte. Es ist auf dem Grund und Boden gebaut worden, auf dem vor fast dreihundert Jahren die letzten Hexen verbrannt worden sind. Es waren drei. Und was niemand wußte, diese drei hatten Kinder geboren. Nachkommen, in denen das Böse weiterlebte und die sich sehr wohl an die Schmach und die Schande erinnerten, die ihren Müttern angetan worden war. Es mußte irgendwann die Zeit der Rache kommen, denn die Hexen hatten einen Bund mit dem Teufel geschlossen. Und der Satan vergißt nie, auch wenn Zeit für ihn keine Rolle spielt. In der ersten Generation geschah nichts. Auch nicht in der zweiten, obwohl das Böse unterschwellig weiterlebte. Unsere Väter und Mütter gingen nie in die Kirche oder taten Gutes. Sie gehörten immer zu den Ausgestoßenen, zu denen, um die man einen großen Bogen schlug. Die Geschichte unserer Vorfahren wurde weitererzählt. Einer baute dann dieses Haus. Auf dem unheiligen Boden, auf der Richtstätte. Dann wurden wir geboren. Und bei uns war es soweit. Der Teufel meldete sich. Die Rache, die er unseren hingerichteten Hexenschwestern verwehrte, wollte er bei uns vollenden. Aber auch wir mußten was tun. Der Teufel wollte Mädchen. Junge Mädchen. Was lag näher, als uns darum zu bitten? Es war wie eine Fügung des Schicksals, daß die Schule gebaut wurde. Ein Mädchen-Internat. Da fanden wir unsere Opfer. Unsere Tarnung war perfekt. Wer verdächtigt schon drei alte, in Rollstühlen sitzende Frauen?«

Da hatte dieses Weib in der Tat recht. Auf sie würde nie ein Verdacht fallen. Die drei Weiber hatten das raffiniert eingefädelt. Das mußte ich ehrlich zugeben.

Aber ich wollte noch mehr wissen. »Wie verhält es sich mit dem Panther?« fragte ich. »Dieses Tier sah ich, als ich das Zimmer eines jungen Mädchens betrat.«

»Ach, Sie meinen diese Gisela Hoff?«

»Genau.«

»Ja, das Mädchen hatte einen Freund. Und wir hatten ihn in Verdacht, daß er etwas wußte. Da war es sicherer, ihn umzubringen.«

Mich erschreckte diese Kaltblütigkeit der Frauen. Aber das war ich gewohnt, trotzdem – gewöhnen würde ich mich nie dran.

Für mich war ein Menschenleben unantastbar, aber meine Gegner gingen damit um, als wären Menschen nur Schachfiguren.

»Er kam von seiner Freundin«, erklärte mir Elisa. »Wir haben ihm aufgelauert. Was meinen Sie, wie er geschaut hat, als plötzlich eine Frau im Rollstuhl vor ihm saß. Aber der Angriff erfolgte von hinten. Ein Panther hat ihn getötet.«

Da waren wir bei meiner nächsten Frage. »Wer ist dieser Panther?«

»Kannst du dir das nicht denken?« flüsterte Elisa, und die anderen Weiber lachten lautlos.

Plötzlich veränderte sich der Blick ihrer Augen. Er wurde stechend, grausam. Die Farbe wechselte dabei, nahm einen irrlichternden Ausdruck an. Die Augen stellten sich schräg, und dann hatte ich die Gewißheit.

Die Frauen wurden zu Raubtieren.

»Stina wird zum Panther«, erklärte mir Elisa, »meine Schwester Martha wird zum Wertiger, und ich verwandle mich in einen Werwolf, John Sinclair. Drei Raubtiere sitzen vor dir. Glaubst du immer noch, daß du gegen uns eine Chance hast?«

Noch hatten sie sich nicht verwandelt. Und ich besaß als Trumpf meine Peitsche.

»Ich gebe erst auf, wenn ich nicht mehr am Leben bin«, antwortete ich.

Da kreischte Elisa auf. »Schieß, Stina, schieß ihn zusammen, den Teufel…!«

Mir war klar, daß diese Stina keinen Augenblick zögern würde. Aber auch ich war nicht von gestern. Ich hatte genau gesehen, daß die Mündung nicht direkt auf mich zeigte, sondern um eine Winzigkeit vorbei. So weit schien es mit Stinas Schießkünsten auch nicht herzusein.

Sie drückte ab. Die Kugel ging fast einen halben Meter an mir vorbei und pochte hinter mir in die Wand.

Das Weib fluchte, drückte immer wieder ab, doch sie traf mich nicht. Dann klickte die Pistole. Die Alte hatte sich verschossen.

Noch hatte ich meine Waffe nicht gezogen.

Ich kniete.

Elisa schrie und fluchte.

»Das Messer, Martha!«

Die Angesprochene saß leicht vorgebeugt in ihrem Rollstuhl. Jetzt hob sie die rechte Hand.

Dann sauste ihr Arm nach unten.

Und schon fegte die Klinge auf mich zu.

Flach hechtete ich über den Boden. Und knapp flog die mörderische Waffe über mich hinweg. Sie rasierte mir fast noch den Nacken. Ich weiß selbst nicht, warum ich damals nicht die Dämonenpeitsche zu Hilfe nahm. Vielleicht war es die unbewußte Scheu davor, drei Frauen mit körperlicher Gewalt anzugreifen, denn ich konnte mich einfach nicht dazu entschließen, konzentriert zurückzuschlagen.

Als Elisa sah, daß mich die Klinge verfehlt hatte, wandte sie eine andere Taktik an.

Sie befahl ihren Schwestern, auseinanderzufächern. »Nehmt ihn in

die Zange! Und du holst dir dein Messer wieder, Martha!«

Die Klinge steckte in der Holzwand. Der eingekerbte Griff zitterte noch, so heftig hatte die Frau das Messer geworfen. Die Weiber fuhren einen Halbkreis. Sie wollten mich in die Mitte nehmen.

Ich sprang immer wieder zurück. Dann riß ich das Messer aus der Wand. Ich hielt es in der rechten Hand und schaffte mir so die Weiber für eine gewisse Zeit vom Hals, die ich benötigte, um an mein Kreuz zu gelangen. Damit wollte ich sie schocken.

Doch es kam anders.

Plötzlich schleuderte Stina die Pistole. In ihrer Wut hatte sie keine andere Möglichkeit gesehen. Was sollte sie auch mit der leergeschossenen Waffe anfangen?

Sie traf mich an der rechten Schulter.

Ein scharfer Schmerz durchzuckte mich.

Ich biß die Zähne zusammen, versuchte keine Schwäche zu zeigen, doch Elisa, dieses Teufelsweib, hatte mich schon längst durchschaut.

»Ja«, keifte sie, »jetzt bist du reif!«

Sie schleuderte die Axt.

Ich weiß nicht, wie ich es schaffte, von der Stelle zu kommen. Es war mehr ein Fallen und Stolpern, aber die verdammte Axt traf mich trotzdem. Sie nagelte den weiten rechten Ärmel meines Mantels an der Tür fest.

Ich zerrte daran, aber der gute Burberry hielt. Jetzt war das gute Stück endgültig hinüber.

»Jetzt haben wir dich!« kreischte Elisa. »Los, hin zu ihm. Geben wir ihm den Rest!«

Sie kümmerten sich nicht darum, daß ich noch das Beutemesser in der Hand hielt. Wahrscheinlich konnte man sie mit einer normalen Waffe nicht töten.

Aber dann geschah etwas, womit wohl keiner von uns gerechnet hatte. Die Hexenweiber hatten es so eilig, mich aus dem Weg zu schaffen, daß sie sich gegenseitig behinderten und nicht darauf achteten, wohin sie fuhren.

Ich glaube, es war Stina, die über die Falltür rollte. Und der Teppich hielt das Gewicht nicht aus.

Er gab nach. Plötzlich schrie Stina auf, und dann waren sie, der Rollstuhl und auch der Teppich verschwunden…

***

Die Ratten hatten sich vorerst zurückgezogen, nachdem Will Mallmann noch zwei von ihnen getötet hatte. Die Biester waren ihm verdammt nahe auf den Pelz gerückt, und gegen so etwas war der gute Kommissar allergisch.

Jetzt berieten er und Suko, wie sie aus diesem Rattenloch wieder

rauskamen.

Mallmann schaute hoch. Doch er konnte nichts sehen, bis auf ein paar hellere Umrisse, die die Konturen der Falltür nachzeichneten.

»Ganz geschlossen haben sie die nicht«, flüsterte Suko.

Will räusperte sich. »Vielleicht haben sie nur etwas darüber gelegt.«

»Möglich.«

Und dann ging es plötzlich Schlag auf Schlag. Erst hörten sie Stimmen. Sie wurden vom Teppich über ihnen gedämpft, aber einmal meinte Suko, John Sinclairs Stimme erkannt zu haben.

Dann fielen Schüsse, und polternde Geräusche erklangen über ihnen.

Die Unterlage auf der Luke bewegte sich plötzlich. Ein schmaler Lichtstreifen fiel in den Schacht, der jedoch nicht den Boden erreichte, aber erkennen ließ, was da herunterfiel. Ein Rollstuhl.

Mit einer Frau.

»Weg!« Suko riß den wie erstarrt stehenden Will Mallmann zur Seite, damit der nicht von dem herabfallenden Rollstuhl getötet wurde.

Dicht vor ihren Füßen krachte der Rollstuhl zu Boden. Die Räder verbogen sich, die Speichen brachen mit singenden Geräuschen.

Ein gellender Schrei, dann ein Fauchen, und urplötzlich schauten die beiden Männer in zwei gelblich funkelnde Raubtieraugen.

Sie gehörten nicht mehr Stina, sondern einem gefährlichen Panther!

***

Ich hatte es nur noch mit zwei Gegnern zu tun. Aber beide waren brandgefährlich. Und sie verwandelten sich.

Was hatte diese Elisa noch gesagt? Sie wäre in Wirklichkeit ein Werwolf und die andere ein Wertiger?

Ich konnte mich von beidem überzeugen.

Innerhalb von Sekunden ging die Verwandlung der Frauen vor sich. Die Körper streckten sich, wurden immer größer. Die Haut verging. Statt dessen wuchs ein prächtig gestreiftes Fell bei dem Wertiger und braunes Fell bei dem Werwolf.

Der Tiger hatte sich als erster verwandelt. Er hatte einen gewaltigen Körper, unter dessen Fell die Muskeln spielten. Krachend brach der Rollstuhl auseinander, als sich das dämonische Tier bewegte. Schon allein daran war zu erkennen, welche Kraft in dieser Ausgeburt der Hölle steckte.

Ich klemmte noch immer fest.

Dann ließ ich das Messer fallen und riß mit der jetzt freien Hand die Axt aus dem Holz. Zweimal mußte ich ziehen, so tief saß die Waffe in der Tür.

Im selben Moment sprang der Tiger.

Aus dem Handgelenk schleuderte ich die Axt. Sie war auf den Kopf des dämonischen Tieres gezielt, sollte verhindern, daß mich die

gefährlichen Reißzähne packen konnten. Doch der Tiger duckte sich blitzschnell ab, glitt zur Seite weg, und die Axt ritzte nur sein Fell.

Angst packte mich.

Riesengroß tauchte das Tier vor mir auf. Zeit, mich nach dem Messer zu bücken, hatte ich nicht. Ich konnte mich nur noch mit einem gewaltigen Hechtsprung retten.

Dicht vor der Treppe landete ich, krachte gegen das Geländer und riß einen gedrechselten Stützstab aus der Halterung. Während ich noch auf dem Rücken lag, verschwand meine Hand unter dem Mantel, und im nächsten Augenblick hielt ich die Dämonenpeitsche schlagbereit. Eine rasche Kreisbewegung, und die drei Schnüre ringelten aus der Öffnung. Sie wirkten wie grüngelb schimmernde Schlangen.

Da sprang der Wertiger.

Jetzt hatte ich keine Zeit mehr zum Ausweichen. Der Rachen des Wertigers war weit aufgerissen. Es sah fast federleicht aus, als der schwere Körper auf mich zuflog.

Da drosch ich mit der Peitsche zu. Ich schlug aus der Drehung und stieß dabei einen gellenden Schrei aus.

Die drei Riemen klatschten gegen den Körper des Wertigers. Sie trafen dort, wo ich es wollte, aber die Peitsche konnte den Sprung nicht mehr stoppen.

Der Wertiger prallte gegen mich.

Ich spürte noch den Raubtiergeruch, erwartete jeden Moment die Zähne an meiner Kehle, doch da machte sich die Wirkung der Dämonenpeitsche bemerkbar.

Nicht der strenge Raubtiergeruch ätzte mehr meine Nase, sondern der Gestank nach Schwefel und Verbrennung. Der riesige Körper hatte mich zurückgeschleudert, Tatzenkrallen hatten meinen Mantel fast vollständig zerfetzt, auch das Jackett darunter sah mitgenommen aus. Die Dämonenpeitsche war mir aus der Hand gefegt worden. In diesem Augenblick war ich waffenlos.

Doch die geballte Kraft der Waffe, die ich Myxin, dem Magier, durch Zufall entwendet hatte, entlud sich an diesem dämonischen Scheusal. Es verging.

Der Wertiger löste sich auf. Sein Körper verblaßte, wurde zu Rauch, der gegen die Decke stieg.

Doch zum Atemholen kam ich nicht. Die Zeit, in der ich mit dem Wertiger kämpfte, die hatte Elisa genutzt.

Ihre Verwandlung zum Werwolf war perfekt.

Knurrend griff sie mich an. Mit gesträubtem Fell und weit aufgerissener Schnauze schlich das Ungeheuer auf mich zu. Es war größer als ich, bot einen furchterregenden Anblick und hatte mir den Weg zur Dämonenpeitsche verbaut.

Nur zwei Schritte lag sie von mir entfernt, aber sie war unerreichbar

für mich.

Denn der Werwolf schnitt mir den Weg ab. Ich mußte abermals zurück. Doch wohin?

Nur die Treppe kam in Betracht. Ich sprang nach hinten und griff dabei unter meinen Mantel, um den silbernen Dolch hervorzuholen. Dabei ging ich zu hastig vor, verfehlte eine Stufe, konnte mich nicht mehr fangen und fiel hin.

Ich kam nicht mehr an mein Messer.

Auf solch eine Chance hatte der Werwolf nur gelauert.

Er brüllte auf, stieß sich vom Boden ab und flog im nächsten Moment genau auf mich zu…

***

Will Mallmann und Suko hörten das aggressive Fauchen des Raubtieres, und gleichzeitig streifte der heiße Atem ihre Gesichter.

Suko packte Wills Arm. »Zu Boden!« schrie er und fegte dem Kommissar mit einem Tritt beide Beine weg. Mallmann fiel hin. Er preßte sich in den Schlamm, denn er war waffenlos, im Gegensatz zu dem Chinesen.

Suko trug wie ich eine mit geweihten Kugeln geladene Waffe bei sich.

Und die zog er.

Er duckte sich dabei, starrte in die beiden schrägstehenden und irrlichternden Raubtieraugen, hob den rechten Arm, zielte und feuerte.

Der Knall dröhnte den beiden Männern in den Ohren. Plötzlich zuckten die Augen herum, das Fauchen steigerte sich zu einer grausamen Sinfonie, der schwere Körper der Werkatze wurde nach hinten geschleudert, die Pranken wischten dabei unkontrolliert durch die Luft. Suko spürte einen harten Schlag am Arm und sprang einen Schritt nach hinten. Er war bereit, in der nächsten Sekunde wieder zu schießen, falls eine Kugel für die Bestie nicht ausreichte. Doch das Silber zeigte seine Wirkung. Zudem hatte der Chinese haargenau gezielt.

Der Werpanther wand sich im Todeskampf. Suko und Will konnten es zwar nicht sehen, sie hörten es jedoch an den Geräuschen, die ihnen sehr bekannt vorkamen.

Die dämonische Raubkatze hatte der Kraft des Silbers nichts entgegenzusetzen. Sie verging.

Will Mallmann stemmte sich vom Boden hoch. Er hatte Mühe, auf dem rutschigen Boden das Gleichgewicht zu behalten, faßte nach Sukos Arm und murmelte einen Dank.

»Stell das Bier nicht zu früh kalt«, erwiderte der Chinese. »Noch wissen wir nicht, was mit John ist.«

Da schwieg der gute Will Mallmann.

***

Mir erging es in diesen Augenblicken nicht gut. Der Werwolf hatte mich in die Defensive gedrängt.

Ich lag auf der Treppe, spürte die Stufen im Kreuz, hatte die Arme erhoben und versuchte, mir das Tier vom Hals zu halten.

Es war ein verbissener Kampf. Denn wenn ich jetzt eine Schwäche zeigte, war es aus.

Dann würde mich die Bestie töten!

Weit klaffte die Schnauze auf. Der heiße Raubtieratem fauchte mir entgegen. Mein Gesicht fing an zu glühen. Ich strengte mich ungeheuer an. Das Blut pulsierte rasend durch meine Adern. Ich kam nicht an die Waffen heran, und auch das Kreuz war durch meinen Mantel verdeckt. Der Werwolf hatte alle Chancen auf seiner Seite.

Meine Hände wühlten sich in sein Fell. Ich stemmte mich gegen das Höllenbiest, doch der schwere Körper drückte mich zurück. Es war nur eine Frage der Zeit, wann ich zusammenbrechen würde.

Und dann hatte der Werwolf freie Bahn.

Seine Pranken waren etwas zu kurz. Wenn er sie bewegte, so streiften sie nur über die Reste des Burberrys. Aber jetzt versuchte er es mit einem Trick.

Der Werwolf warf sich zur Seite.

Für Bruchteile von Sekunden verschwanden die hellweißen Augen aus meinem Blickfeld, dann holte er aus und rammte die Pranke nach vorn.

Ich konnte dem Schlag nicht ausweichen. Stoff riß wie Papier. Ich schrie auf, der Werwolf heulte in seinem wahnsinnigen Triumph.

Es war die Hölle!

Aus einer Wunde am Bein pulsierte das Blut. Verdammt, ich war angeschlagen.

Ich rollte mich herum, als sich der Werwolf aufrichtete, hoch über mir stand und zu einem letzten, alles entscheidenden Schlag ausholte.

Meine Hand raste unter die Jacke. Die Finger umklammerten den Griff des silbernen Messers, rissen es aus der Lederscheide, als zwei Schüsse aufbellten.

Und plötzlich sah ich alles wie im Zeitlupentempo.

Der Angriff des Werwolfs wurde gestoppt. Er hatte sich nach vorn werfen wollen, doch die silbernen Kugeln rissen ihn zur Seite. Schwer fiel die Bestie gegen das Geländer und durchbrach es. Inmitten eines Regens von Holzsplittern krachte sie zu Boden, so daß die morschen Planken dröhnten und vibrierten.

Der Werwolf hatte der Kraft des geweihten Silbers nichts entgegenzusetzen. Was seit Urzeiten Bestand hatte, bewahrheitete sich

auch in diesen Minuten.

Die Kraft des Guten siegte über die Mächte der Finsternis. Der Werwolf – oder Elisa – verging.

Ich warf einen Blick zur Tür und sah Jane Collins auf der Schwelle stehen. Die Waffe hatte sie sinken lassen. Wir schauten uns in die Augen, und plötzlich rannte Jane auf mich zu und warf sich in meine Arme.

»Danke!« flüsterte ich ihr ins Ohr. »Ich danke dir!«

Dann wurde es mir schwindlig, und ich mußte mich setzen. Ich landete auf einer Stufe.

»Aber du bist ja verletzt!« Jane preßte die rechte Hand gegen ihren Mund und zeigte mit der anderen auf mein Bein.

Ich winkte ab. »Nur eine Fleischwunde.«

»Von wegen, wir müssen sie verbinden.« Jane war auf einmal sehr besorgt.

Ich drehte den Kopf nach links und warf einen Blick durch das zerstörte Geländer.

Der Werwolf war tot, das heißt die Frau, die statt dessen auf dem schmutzigen Boden lag. Sie hatte sich wieder zurück verwandelt und zerfiel langsam zu Asche. Jetzt zeigte es sich, wie alt diese Drillinge tatsächlich waren.

Das Trio des Teufels existierte nicht mehr. Und es war nicht nur mein Verdienst, sondern das Resultat einer gelungenen Partnerschaft zwischen Menschen, die sich geschworen hatten, den Mächten der Finsternis zu trotzen.

»He, wollt ihr uns hier unten verhungern lassen?« hörten wir plötzlich Sukos Stimme.

Jane trat an die Luke. »Soll ich euch Verpflegung hinunterwerfen?« erkundigte sie sich und zwinkerte mir dabei zu. »Denn die Chance bekommen wir so rasch nicht wieder.«

»Welche Chance?« fragte Suko.

»Daß John und ich endlich mal allein sein können…«, antwortete sie. Und als wir alle vier lachten, da stand fest, daß wir diesen Fall endgültig überstanden hatten…

ENDE